

Über dieses Buch:

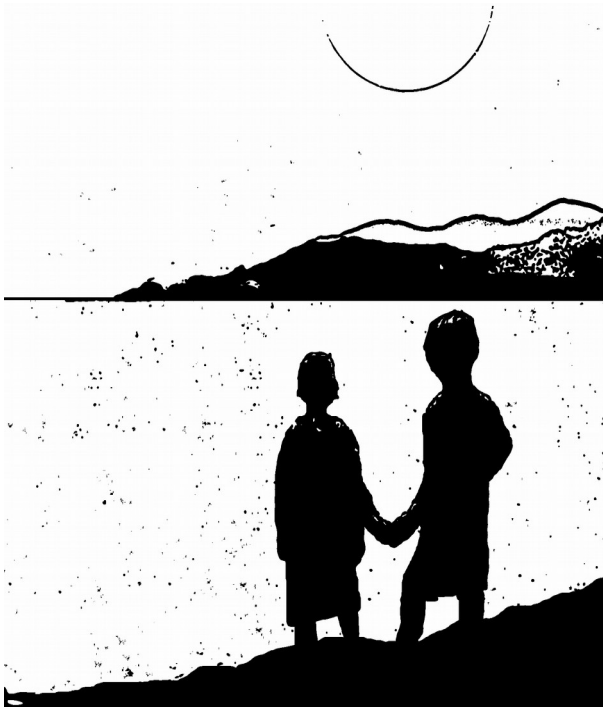
Als die neunjährige Conny auf dem Dachboden ihres Elternhauses ein seltsames Buch entdeckt und darin liest, wird ihr rasch klar, dass es die darin beschriebene Welt des Blausilbernen Mondes wirklich geben muss. Mehr noch: Sie erkennt auch, dass ihre Mutter Julia und ihr Vater Jonathan vor vielen Jahren wirklich dort gewesen sein müssten. Conny ist fest davon überzeugt, selbst in diese Welt gerufen zu werden, weil sie dort eine wichtige Aufgabe zu erfüllen hat. Doch ihr Bruder Richard glaubt ihr kein Wort. Erst, als er selbst in dem Buch liest, wird er misstrauisch, doch da hat sich Conny schon alleine auf den Weg in die verschneiten Auwälder gemacht. Unfreiwillig gelangen die beiden Geschwister tatsächlich in die Traumwelt ihrer Mutter – doch nach fast neunhundert Jahren, die dort vergangen sind, ist diese kaum wiederzuerkennen. Während die beiden Kinder zu Schlüsselfiguren einer neuen Auseinandersetzung um das Land der Menschen und Honnabs werden, muss Julia nach dem Verschwinden ihrer Kinder erkennen, welche schwere Prüfung ihr noch bevorsteht ...

Johanna Stöckl, geboren 1967, betrachtet sich als ›Führerin durch reale und imaginäre Welten‹. Im renommierten Bergverlag Rother (www.rother.de) veröffentlichte sie bereits zahlreiche Wanderbücher über Gebiete in Österreich, Ungarn, Kroatien, Italien und Montenegro. Schon seit ihrem vierzehnten Lebensjahr schreibt sie phantastische Geschichten, zu denen sie sich auch von den durchwanderten Landschaften inspirieren lässt. Informationen zu diesem und weiteren erschienenen Büchern finden sich auf der Webseite der Autorin unter www.johannastoeckl.at

JOHANNA STÖCKL
BLAUSILBERMOND 3

WENN DER FRÜHLING ERWACHT

~ ROMAN ~



BLAUSILBERMOND

1. *Der Traum von den Träumen*
2. *Die Reise ans Ende der Zeit*
3. *Wenn der Frühling erwacht*

Da diese Geschichte – zumindest der Teil, der in der realen Welt handelt – in Österreich spielt, verwende ich in diesem Buch ganz bewusst österreichisches Deutsch (>Bub< oder >Bursche< statt

>Junge<, >Stiege< statt >Treppe< u.s.w.).

Ausdrücke, die anderswo möglicherweise nicht bekannt oder unverständlich sind, werden in Fußnoten erklärt.

Sämtliche Schauplätze in der realen Welt wurden lediglich absichtlich in ihrer Lage zueinander verändert und teilweise umbenannt, existieren aber wirklich. Bei den Schauplätzen in der Traumwelt bin ich mir nicht ganz sicher.

weitere Bücher der Autorin unter

www.johannastoeckl.at

Independently published

© 1982-2019 Johanna Stöckl

Lektorat: Susanne Widdek

Grafik, Satz und Layout: Johanna Stöckl

Umschlaggestaltung: Johanna und Martin Stöckl

Karte auf Seite 6 von der Autorin

Medieninhaberin: Johanna Stöckl; Verlagsort Wien

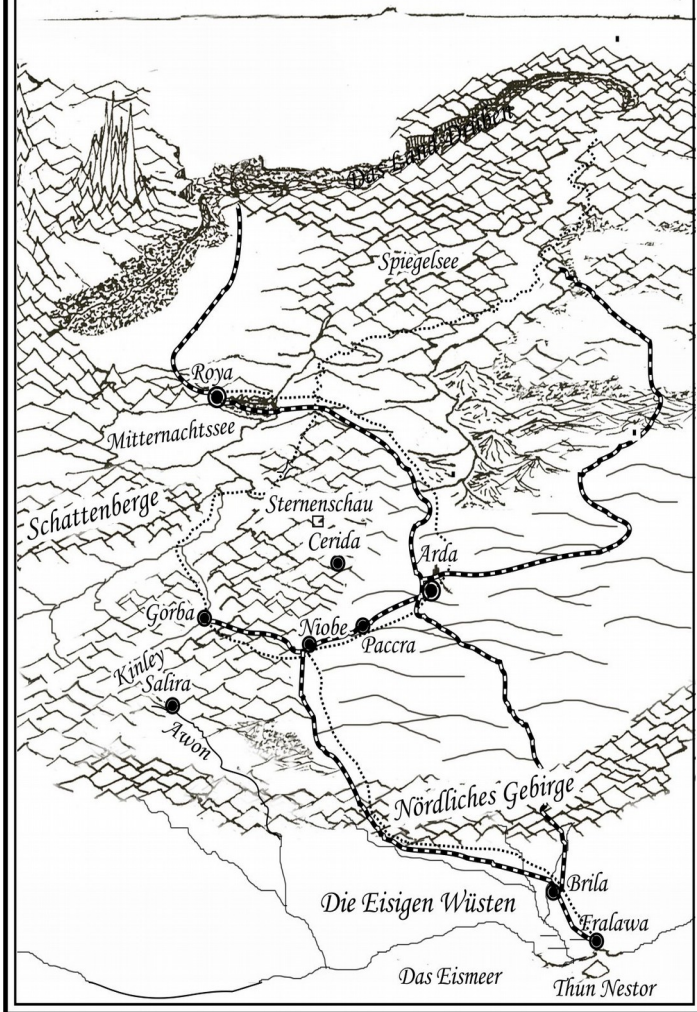
Hersteller und Herstellungsort siehe letzte Seite

ISBN: 978-1-79827859-8

INHALT

<i>Karte der Welt</i>	6
Prolog	7
I. Ein ganz normaler Tag	9
II. Das alte Buch	21
III. Die andere Welt	37
IV. Auf der Flucht	55
V. Was Richard erlebt	73
VI. Der Seher	91
VII. In Gorba	105
VIII. Die Wahrer des Wissens	121
IX. Die Gefangennahme	137
X. Auf dem Weg nach Norden	153
XI. Die Informantin	169
XII. Der Verrat	183
XIII. Die Rettung	195
XIV. Missverständnisse	209
XV. Ein neuer Morgen	223
XVI. Unterwegs nach Süden	241
XVII. Das Geheimnis von Arda	261
XVIII. Die Zeit drängt	271
XIX. Sternenschau	285
XX. Pläne werden geschmiedet	297
XXI. Maskerade	309
XXII. Die Masken fallen	323
XXIII. Der Aufstand	337
XXIV. Die letzte Wahrheit	353
XXV. Ein neuer Anfang	367
XXVI. Am Ende aller Träume	379
Nachsatz	383

Myrrhonnah





PROLOG

Müde blickte der greise König auf die Männer, die vor ihn traten. »Nun«, fragte er. »Wie steht es um diese Prophezeiung, wonach zwei Kinder aus der *Welt der Träumenden* den Weg zu uns finden sollen?«

»Majestät«, antwortete der Mann im weißen Talar, »Wir können den Zeitpunkt, von dem die Rede ist, wissenschaftlich exakt auf den kommenden Frühlingsbeginn festlegen. Aber das ändert nichts daran, dass es sich bei der Prophezeiung an sich um *abergläubischen Humbug* handelt. Es gibt keinen Beweis für die Existenz einer *Welt der Träumenden*.«

Der Mann im schwarzen Talar lächelte. »Wenn Ihr das sagt, Eure Magnifizenz. Aber wollen wir nur das kleinste Risiko eingehen, wenn vom Ende unserer Herrschaft und der Rückkehr des alten Mondkultes die Rede ist?«

»Natürlich sollten wir auf alles vorbereitet sein, Eure Eminenz«, antwortete der Ordensmeister. »Aber ich werde den Eindruck nicht los, dass Ihr ein ganz besonderes, persönliches Interesse an der Sache habt.«

Der Kardinal nickte. »Ihr habt recht. Es gibt jemanden aus der Welt, an deren Existenz Ihr zweifelt, der jemandem von hier vor vielen Jahrhunderten eine schwere Niederlage zugefügt hat. Und das, mein Freund, ist für mich eine persönliche Angelegenheit. Eine sehr persönliche sogar!«

*Das Leben
kann als ein Traum
angesehen werden
und der Tod
als Erwachen.*

Arthur Schopenhauer



EIN GANZ NORMALER TAG

Hätte die Frau, die zur gleichen Zeit dabei war, den Tisch für den Nachmittagskaffee zu decken, gewusst, wie intensiv der Kardinal von Roya an sie dachte, wäre ihr der Appetit vergangen.

Doch sie ahnte nicht, was in der Welt des Blausilbernen Mondes vor sich gegangen war, seit sie als Vierzehnjährige dortgewesen war – und wie sehr sich ihre Traumwelt in der Zwischenzeit verändert hatte.

Julia Eibner war fünfundvierzig Jahre alt, knapp über 1,60 Meter groß, sehr schlank – fast zierlich –, hatte immer noch schulterlange, kastanienbraune Haare und trug eine Brille mit goldfarbener Metallfassung und ovalen Gläsern.

Sie war als freie Lektorin für einen Verlag für Kinder- und Jugendliteratur tätig und versuchte mit mäßigem Erfolg, diesen Job mit ihrer Rolle als Ehefrau eines oft mehr als fünfzig Stunden pro Woche arbeitenden Mannes und als Mutter zweier Kinder im Alter von neun und zwölf Jahren unter einen Hut zu bringen.

Jonathan, ihr ehemaliger Brieffreund, den sie vor dreizehn Jahren geheiratet hatte, war eineinhalb Jahre älter als sie, 1,80 Meter groß, von kräftiger Statur, und seine Haare waren schon etwas schütter geworden. Er hatte einen sehr gut bezahlten Job in der Wiener Niederlassung eines internationalen Technologieunternehmens.

An diesem Dienstagnachmittag war er daheim, weil er bald zum Flughafen aufbrechen musste.

Es war kurz nach vier Uhr nachmittags. Julia stellte gerade die Kaffeekanne und zwei Häferln auf den Tisch. Jonathan war währenddessen dabei, auf seinem Blackberry E-Mails zu beantworten und bemerkte es gar nicht.

»... plus vier Grad, Wind aus Nordwest mit bis zu vierzig Stundenkilometern«, klang es aus dem Radio. »Die Vorschau auf die kommende Woche: Weiterhin ist noch kein Frühlingsbeginn in Sicht. Gegen Wochenmitte steigen die Temperaturen auch tagsüber nicht über den Gefrierpunkt. Die Tiefsttemperaturen gehen nochmals auf bis zu minus sechs, in exponierten Lagen bis zu minus zehn Grad zurück. Das waren die Nachrichten und das Wetter vom Dienstag, 19. März, gesprochen von ...«

Julia schaltete das Radio aus und seufzte schwer. »Wie ist eigentlich das Wetter in Riad?«, fragte sie beiläufig.

»Keine Ahnung«, murmelte er geistesabwesend. »Wärmer als hier ist es sicher.«

»Wärmer schon«, meinte Julia. »Nach Saudi-Arabien würden mich aber trotzdem keine zehn Pferde bringen.«

»Ja«, nickte er und sah nur kurz von seinem Handy auf. »Ich weiß schon. Du meinst, ich hätte die Mitarbeit bei einem Projekt in einem Land, in dem Frauen nur verschleiert auf die Straße dürfen und wo es noch die Todesstrafe gibt, verweigern und auf das Angebot verzichten sollen.«

Julia biss sich auf die Zunge. Es hatte in den letzten Wochen so viele Diskussionen über dieses Thema gegeben, und eigentlich war sie es leid. »Sogar die U-Bahnen, die ihr liefert, sollen getrennte Waggons für Männer und Frauen haben! Ich finde das krank!«, erwiderte sie trotzdem.

»Und du weißt, dass es bei dem Auftrag um sehr viel Geld geht«, wandte er ein.

»Geld ist nicht alles auf der Welt«, stellte Julia mit Nachdruck fest.

»Aber wenn man es hat, macht es das Leben angenehmer. So wie moderne Technologien – die du immer

abgelehnt hast und ohne die du doch selber nicht mehr leben wolltest. Du hast ein Handy, schreibst deine Arbeiten am Computer und recherchierst im Internet.«

»Das hat jetzt aber nichts mit Saudi-Arabien zu tun.« Sie hasste es, wenn er ihren Argumenten auswich. Weil sie aber einsah, dass der Zug ohnehin abgefahren war – er hatte nun mal den Auftrag angenommen –, wechselte sie ihrerseits das Thema und fragte: »Wann musst du denn genau losfahren?«

»Kommt drauf an, ob ich den CAT¹ nehme oder mit dem Auto fahre«, antwortete er und tippte weiter auf seinem Blackberry herum. »Brauchst du den Mercedes unter der Woche? Sonst würde ich ihn im Parkhaus stehenlassen.«

Julia schüttelte den Kopf. »Ich fahr doch eh nie damit. Der ist mir viel zu groß, und ich kann nicht einparken.«

Er grinste breit. »Siehst du, das Problem haben Frauen in Saudi-Arabien nicht, weil sie nicht Autofahren dürfen!«

»Manchmal redest du fast so, als würdest du das gut finden«, erwiderte Julia kopfschüttelnd und seufzte. »Komm jetzt, trink deinen Kaffee, sonst muss ich ihn nochmal in die Mikrowelle stellen.«

Er nickte. »Gleich, muss nur noch ein einziges Mail abschicken. Wann holst du denn die Kleine?«

»Um fünf, wie immer. Aber ich bin ja zu Fuß in zehn Minuten bei der Volksschule. Richard kommt gegen sechs, hat ja heute Nachmittagsturnen. Du bist dann wohl schon weg, wenn die Kids daheim sind, oder?«

»Ja. Muss spätestens um halb fünf los.«

Sie tranken ihren Kaffee. Schweigend.

Oft, viel zu oft in den letzten Jahren, hatten sie einander einfach nichts mehr zu sagen gehabt.

Dann holte Jonathan sein fertig gepacktes Bordcase und trug es zum Wagen. Der silbergraue C-Klasse-Mercedes stand unter einem Flugdach vor dem Garagentor.

1 City Airport Train

Julia schlüpfte in den roten Steppmantel und ihre halbhohen Stiefel und begleitete ihren Mann zum Auto.

»Und du brauchst den Wagen ganz sicher nicht?«, vergewisserte er sich nochmal.

Julia schüttelte den Kopf. »Wenn ich *wirklich* ein Auto brauche, nehme ich den Bulli.«

Der alte VW-Bus, der einmal ihrem Vater gehört hatte, stand jetzt in der Garage ihres Hauses in Föhrenau, in dem früher Julias Tante Sissy gewohnt hatte und das Julia nach deren Tod geerbt hatte.

»Du weißt, ich mag es nicht, wenn du den Oldtimer für Alltagsfahrten benützt. Der Wagen ist nicht sicher.«

»Aber er hat Charakter und Charme.«

»Er hat keinen Airbag.«

»Er stinkt nicht nach Plastik wie die neuen Autos.«

»Er hat kein ABS, und die Trommelbremsen waren 1966 schon nicht die besten.«

Julia schüttelte den Kopf, stellte sich auf die Zehenspitzen und gab ihrem Mann einen Kuss. »*Unverbesserlicher Realist*«, lachte sie. Hunderte, wenn nicht tausende Male hatte sie ihn in den letzten Jahren so genannt. »Ich pass schon auf. Ich wünsch dir einen guten Flug!«

»Danke, *hoffnungslose Träumerin*. Bis Freitag. Ich schick dir eine SMS vom Flughafen in Doha, wenn ich umsteige.«

Er fuhr los, und Julia winkte ihm nach. Mit einem tiefen Seufzer ging sie zurück ins Haus.

Einerseits war es gut, dass er ins Projektteam für einen Großauftrag in Saudi-Arabien berufen worden war. Andererseits würde sie ihren Mann noch seltener sehen als bisher. Und sie würde noch öfter mit den Kindern alleine sein, die beide gerade eine recht schwierige Phase hatten.

Am meisten Sorgen bereitete ihr ihre Tochter Conny. Sie wurde im Mai zehn Jahre alt und war jetzt in der vierten Klasse der Volksschule. Sie hatte Julias Haar- und Augenfarbe geerbt und war wie ihre Mutter blass im Gesicht, klein und zart gebaut – die Kleinste in ihrer Klasse, ein

zerbrechliches, feenhaftes Wesen. Das Lernen machte ihr keinen Spaß. Sie hatte wenig Ehrgeiz, und ihre Noten waren nicht gut genug, um sie ins Gymnasium zu schicken.

Julia hatte den Eindruck, sie würde den ganzen Tag vor sich hinträumen. Conny trödelte bei allem, was sie machte, war meistens unkonzentriert, außer wenn sie – eher untypisch für ein Mädchen der heutigen Generation – in eines ihrer Bücher vertieft war.

Prinzipiell hatte Julia ja Verständnis dafür, war sie doch selbst immer – wie hatte Jonathan sie eben wieder genannt? – eine *hoffnungslose Träumerin* gewesen, auch wenn sie die Erlebnisse in ihrer Traumwelt vor mehr als dreißig Jahren weitgehend aus ihrer Erinnerung verdrängt hatte.

Richard war hingegen in vielerlei Hinsicht das genaue Gegenteil seiner Schwester. Er hatte den Realitätssinn von seinem Vater geerbt, war ein typischer Streber, und das Lernen in der Schule war nicht sein Problem. Aber er war sehr verschlossen, hatte nur sehr wenige Freunde, wurde immer wieder von seinen Mitschülern gemobbt und neigte zu Depressionen.

Julia verließ das Haus und ging auf der Straße in den Ort hinein zur Volksschule, die gegenüber der Kirche im Zentrum des Dorfes Föhrenau lag. Wie immer war Conny die Letzte, die aus dem Schultor kam.

»Hallo Schatz«, sagte Julia und nahm ihrer Tochter die schwere Schultasche ab. Das Mädchen gab ihr ein Bussi, dann gingen sie Hand in Hand in Richtung der alten Forstmeistervilla am Rand des Dorfes.

»Wie war's in der Schule?«, erkundigte sich Julia.

»Ja, ganz okay.«

Jede andere Antwort hätte sie überrascht. Für Conny war es in der Schule immer *ganz okay* gewesen, egal was war. Frage und Antwort waren schon regelrecht zu einem Ritual geworden. »Hast du noch Hausübung?«

»Nein, hab ich in der Lernzeit gemacht. Aber ein Buch sollen wir bis in drei Wochen lesen.«

»Ah. Und welches Buch?«

»Von einer *Astrid Lindgren*. *Mio mein Mio* heißt es. Kennst du das?«

Julia nickte. »Das hab ich als Kind auch gelesen. War eines meiner Lieblingsbücher, als ich in deinem Alter war.«

»Ich hab eh schon angefangen zu lesen. Ich bin schon da, wo Bosse – also Mio – sein Pferd Miramis bekommt. Du, Mama, glaubst du, dass es das wirklich gibt?«

»Was denn, *Conny meine Conny*?«

»Dass jemand einfach in eine andere Welt geht, wo es schöner ist als bei uns da? Wo es immer Frühling ist und die Sonne scheint?«

Julia zögerte und blickte versonnen hinauf auf den grauen, wolkenverhangenen Himmel. Sie wusste, wie sehr Conny den Winter und die Kälte hasste, und das, obwohl er in ihrer Welt *keine* sieben Jahre dauerte. Doch dieses Jahr konnte es einem fast schon so vorkommen.

Ob es denn jemals Frühling werden würde? Es war schon Mitte März, und die Temperaturen stiegen immer noch kaum höher als zehn Grad.

Sie schluckte und antwortete dann mit einem leisen Seufzer: »Nein, Conny. Das ist nur eine Geschichte. So etwas geht in Wirklichkeit nicht.«

»Was hast du denn Mama? Weinst du?«

Julia wischte sich peinlich berührt die Tränen aus den Augenwinkeln und fasste sich wieder. »Weißt du, Schatz, als ich so klein war wie du, da hab ich mir das auch gewünscht. Und daran hab ich jetzt denken müssen.«

Es gab Tage – und je unzufriedener sie mit ihrer Lebenssituation wurde, desto häufiger wurden diese Tage – da bereute Julia die Entscheidung, die sie vor mehr als einunddreißig Jahren getroffen hatte.

Sie war *wirklich* in einer Traumwelt gewesen, sie hatte die Gelegenheit gehabt, für immer dort zu bleiben, und sie hatte sich damals entschlossen, hierher in den nüchternen Alltag zurückzukehren.

Dort wäre sie eine Königin gewesen, und vielleicht hätte sie eines Tages sogar Kinder mit dem *gleichen* Mann haben können, der – obwohl er sich daran nicht mehr erinnerte – mit ihr dort gewesen war und den sie viele Jahre später auch in der realen Welt geheiratet hatte.

»Aber wenn es so eine Welt gäbe, wäre ich vielleicht auch eine Prinzessin«, überlegte Conny weiter.

Sicher wärst du das, dachte Julia. *Weil ich die Königin von Mitternacht bin.*

»Für mich bist du sowieso meine kleine Prinzessin«, sagte sie.

»So wie wir früher immer gespielt haben, wenn wir einen Ausflug in die Au gemacht haben. Wo du die Frau Königin warst, ich die Prinzessin Conny und Richard der tapfere Ritter!«

»Ja, aber weißt du, Richard ist jetzt schon zu groß, um bei so etwas mitzuspielen.«

»Ich weiß, Mama.«

Sie waren bei ihrem Haus angekommen. Julia öffnete den Postkasten und nahm einen Stapel Werbeprospekte mit ins Haus. Mitten darunter befand sich auch ein unbeschriftetes weißes Kuvert.

Julia legte alles auf ein Tischchen im Vorzimmer, und nachdem sie sich umgezogen hatten, ging sie mit Conny in ihr Zimmer, um dort die Hausübungen zu kontrollieren, im Mitteilungsheft nachzusehen und ihrer Tochter dabei zu helfen, für den nächsten Tag die richtigen Hefte und Bücher einzuräumen. Sie wusste genau, dass das leider noch immer nicht klappte und Conny die Hälfte dessen, was sie in der Schule brauchte, daheim vergaß.

Dann ging sie wieder nach unten. Bevor sie die Küche betrat, blätterte sie durch die Prospekte.

Die Frühlingmode ist da, stand auf dem Zettel eines Textildiskonters. *Der Frühling kann kommen*, verkündete die Werbung eines Baumarktes.

Schön wär's, dachte Julia.

Ihr Mann saß jetzt wohl gerade in Schwechat¹ und wartete auf den Flieger nach Doha, wo er nach Riad umsteigen musste. Dort war es zumindest nicht grau in grau.

Sie nahm den weißen Umschlag und öffnete ihn. Darin befand sich nichts als eine Spielkarte aus einem ganz gewöhnlichen Kartenspiel. Es war die Herz-Königin. Sonst war das Kuvert leer; es gab keinerlei Hinweis auf den Absender.

Julia betrachtete nachdenklich das Kartenbild. Die Königin hatte lange braune Haare, genau wie sie. Sie trug ein prunkvolles Kleid im gleichen Stil, wie Julia es als Königin von Mittnacht einmal getragen hatte, und hielt eine Rose in ihrer Hand.

Julia dachte an das kleine Fläschchen mit Rosenöl, das sie seit einunddreißig Jahren in ihrem Nachtkästchen aufbewahrte. Sie hatte es damals gegen Ende ihrer Abenteuer in der Traumwelt gefunden, und immer wenn sie sich nach dieser sehnte, holte sie es heraus, öffnete nur kurz den Verschluss, roch daran und verschloss es wieder fest.

Sie seufzte, ging ins Badezimmer und öffnete den Medikamentenschrank. Wie immer, wenn sie sich schlecht fühlte, gab sie zehn Tropfen ihrer Johanniskraut-Tinktur in ein Glas Wasser und trank es.

Dann ging sie in die Küche. Sie holte ein Packerl Fertigsuppe aus der Lade neben dem Herd, füllte einen Liter in den Wasserkocher und schaltete das Backrohr ein.

Sie hörte den Benachrichtigungston ihres Handys und ging ins Vorzimmer. Dort kramte sie das Telefon aus ihrer Handtasche und las die SMS von Jonathan: *Bin jetzt am Flughafen. Drehe das Handy ab, wenn ich in den Flieger steige. Schlaf gut. Küsse an die Kinder.*

Sie ging ins Wohnzimmer und schaltete ihren Laptop ein. Um an ihrem Projekt – sie machte gerade wieder das Lektorat für ein Kinderbuch – weiterzuarbeiten, war die

1 Flughafen von Wien

Zeit zu kurz. Deshalb öffnete sie nur *Thunderbird*, überflog die neu eingegangenen Mails, stellte fest, dass nichts Wichtiges darunter war, und ging wieder in die Küche.

Sie hörte, wie die Tür aufgesperrt wurde.

»Hallo Mama«, rief Richard.

Als Julia nach draußen ging, um ihn zu begrüßen, war er schon im ersten Stock in seinem Zimmer verschwunden. Die Schuhe hatte er wie üblich mitten im Vorzimmer stehen gelassen, und die Jacke hatte auch nicht von selbst den Weg auf die Garderobe gefunden. Julia stellte die Schuhe auf die Abtropfasse und hängte die Daunenjacke auf einen Kleiderhaken. Dann ging sie die Stiege hinauf, klopfte an seine Türe und fragte: »Alles okay bei dir?«

»Ja, Mama, alles okay.«

Julia bemerkte, dass die Lampe beim Aufgang zum Dachboden brannte. Irgendwer von den Kindern hatte wieder einmal den falschen Lichtschalter erwischt und es nicht bemerkt. Sie klopfte auch an Connys Türe und rief, ohne eine Antwort abzuwarten: »Essen gibt's in einer halben Stunde«, dann ging sie zurück in die Küche.

Sie schob ein Blech mit tiefgekühlten Hühnernuggets und Tiefkühl-Pommes ins Rohr und goss die Suppe auf.

Als die Kinder zum Essen kamen, fragte sie: »Ich glaub's ja nicht, aber hat einer von euch ein Kuvert mit einer Spielkarte in den Postkasten geworfen?«

»Nö«, antwortete Richard, und Conny fragte: »Was für eine Spielkarte?«

»Die Herz-Königin.«

»Die aus *Alice im Wunderland*?«

»An die hätte ich gar nicht gedacht.«

»Kann ich mir die Karte bitte einmal anschauen?«, fragte Conny.

»Nach dem Essen. Sie liegt draußen im Vorzimmer. Willst du sie haben?«

»Oh, ja, bitte!«

»Du sammelst echt jeden Scheiß«, meinte ihr Bruder.

»Ich sammle keinen Scheiß; du redest Scheiß.«

»Hört auf!«, unterbrach Julia. »Esst jetzt!«

Sie setzten sich zum Tisch. Conny steckte sich je eine Metallspange links und rechts in ihre Haare, damit ihr diese nicht ins Essen hingen. Dann verzog sie das Gesicht und fragte: »Schon wieder Buchstabensuppe?«

»Hast du was gegen Buchstabensuppe?«, erwiderte Richard. »Außerdem isst du ja eh nicht viel anderes. Die meisten Suppen magst du nicht.«

»Schluss jetzt«, sagte Julia. »Kaum ist Papa nicht da und ich bin mit euch alleine, wird nur mehr gestritten! Geht das nicht auch einmal ohne Ärger?«

»Er hat angefangen, er hat gesagt, ich sammle Scheiß!«, ärgerte sich das Mädchen.

»Blöde Kuh.«

»Bitte, Richard! Das ist nicht notwendig. Beschimpfen müssen wir einander nicht.« Sie seufzte. »Ich bräuchte dringend Urlaub«, sagte sie zu sich selbst. Irgendwie beneidete sie Jonathan darum, in der Welt herumzureisen, und sehnte sich zurück nach der abenteuerlichen Zeit mit Mitte zwanzig, als sie kurz nach dem Fall des Eisernen Vorhangs mit ihrem alten Bulli quer durch Südosteuropa gefahren war und Reisereportagen geschrieben hatte.

Den Rest der Suppe aßen sie schweigend. Als Julia die Hauptspeise auf den Tisch stellte, maulte diesmal Richard: »Schon wieder Hühnernuggets mit Pommes?«

»Wenn ihr nicht beide so heikel wäret und die Hälfte nicht essen würdet, könnte ich auch andere Sachen kochen!«, ärgerte sich Julia. »Mach ich Gemüse, schmeckt es dem Herrn Sohn nicht, und wenn ich irgendein anderes Fleisch kaufe, isst es die Frau Tochter nicht. Wenn ihr glaubt, dass ich für jeden von euch extra koche, dann habt ihr euch getäuscht!«

»Ich ess eh fast alles«, meinte Conny und machte ein beleidigtes Gesicht.

»Aber wirklich nicht!«, widersprach Richard.

»Ruhe! Einmal möchte ich ein Essen erleben, bei dem nicht andauernd gestritten wird! Ich habe schon den ganzen Tag Kopfschmerzen, und es geht mir echt nicht gut. Vielleicht könntet ihr darauf auch mal Rücksicht nehmen, ich arbeite eh von früh bis spät nur für euch.«

Nach dem Abendessen gab es den nächsten Ärger, weil Richard sich drei Stück von Rest einer Schokoladentafel als Nachspeise genommen hatte und für Conny nur mehr zwei da waren.

Julia hatte endgültig genug für diesen Tag. Sie schickte beide Kinder auf ihre Zimmer.

Während sie gerade die Teller in den Geschirrspüler räumte, hörte sie aus dem Vorzimmer schon wieder Streit.

Kurz darauf kam Conny zu ihr in die Küche gelaufen, Tränen in den Augen, eine zerrissene Spielkarte in der Hand. »Mama, Richard hat sie kaputtgemacht! Er wollte sie mir wegnehmen, ich hab sie festgehalten, und dann ist sie zerrissen!«

Julia stöhnte. »Schatz, ich schenk dir eine andere!«

»Aber das war eine besondere Karte! Das war eine magische Zauberkarte, mit der man in eine andere Welt gehen kann!«

Julia nahm ihre Tochter in die Arme, um sie zu trösten. »Es war eine Spielkarte, eine ganz gewöhnliche Spielkarte. Es gibt keine Zauberei, keine magischen Karten und keine anderen Welten.«

Sie wusste es besser, aber es gab niemanden, mit dem sie darüber sprechen hätte können.

Seit mehr als einunddreißig Jahren nicht.

»Aber für mich war sie das, und ich glaube daran!«, beteuerte Conny.

Julia seufzte schwer. »Ich werde Richard morgen früh sagen, dass er sich bei dir entschuldigen muss. Aber bitte – heute kann ich einfach nicht mehr!« Sie nahm Conny sachte an den Schultern, sah ihr in die Augen und sagte: »Du bist schon ein richtig großes Mädchen. Schaffst du es,

alles selber zu erledigen? Waschen, Zähne putzen – vergiss bitte nichts. Ich muss ins Bett. Ich habe Kopfweh, und ich bin völlig fertig.«

Conny umarmte sie und gab ihr ein Bussi auf die Wange. »Ist okay, Mama. Ich schaff das. Du kannst ruhig schlafen gehen. Ich bin ja schon fast zehn.«

Julia ging noch mit ihrer Tochter die Stiege hinauf bis zu deren Zimmer. Dort verabschiedete sie sich, gab ihr einen Gute-Nacht-Kuss und sagte: »Bis morgen früh, Conny.«

»Bis morgen, Mama.«

Anschließend ging sie hinüber zu Richards Zimmer, klopfte kurz und sagte, ohne eine Antwort abzuwarten: »Geh nicht zu spät schlafen. Du hast morgen Schularbeit!«

»Ich weiß! Gute Nacht, Mama.«

Völlig mit ihren Nerven am Ende ging sie hinunter ins Badezimmer. Sie duschte nur kurz, putzte sich die Zähne, schlüpfte in ihr Nachthemd und ging weiter ins Schlafzimmer.

Wie jede Nacht – es waren so viele in den letzten Monaten – in der Jonathan nicht da war, nahm sie den großen weißen Teddybären, den er einmal vor Jahren für sie am Schießstand im Prater¹ gewonnen hatte, und legte ihn neben sich ins Bett.

»Schlaf gut, Liebling«, sagte sie und gab dem Bären einen Kuss.

Dann nahm sie ihre Schlaftablette und spülte sie mit einem Glas Wasser hinunter.

1 Vergnügungspark in Wien



DAS ALTE BUCH

Richard war verwundert, als es gegen halb neun nochmal an seiner Tür klopfte. Er spielte gerade online mit seinen Schulkollegen Alex und Dušan *Minecraft* und hasste es, dabei gestört zu werden.

Er wusste, dass seine Mutter früh zu Bett gegangen war und sicherlich – wie immer, wenn sie über Kopfschmerzen klagte – eine Schlaftablette genommen hatte. Sein Vater war nicht da, also konnte es nur Conny sein. Aber was wollte sie von ihm, nach dem Streit vorhin?

Er schaltete sein Mikrofon stumm und nahm die Kopfhörer ab. Dann öffnete er.

»Ja«, sagte er genervt. »Was willst du? Es tut mir leid wegen der Spielkarte vorhin, okay? Und jetzt hau ab!«

Sie ging überhaupt nicht darauf ein. »Richard! Richard, Ich muss dir etwas zeigen!«

Er konnte sich nicht erinnern, sie jemals so aufgeregt gesehen zu haben. »Was ist los? Sind die Aliens vor deinem Fenster gelandet?«

»Es ist ganz, ganz superwichtig! Richard, es ist wahr!«, hauchte sie. »Es ist alles wirklich wahr!«

»Hä?«, machte er völlig verwirrt. »Was ist wahr? Was hast du da?«

Conny streckte ihm ein großes dickes Buch entgegen. Es hatte ungefähr das Format eines A4-Heftes, war in

dunkles Leder gebunden, und Ecken und Kanten waren mit Silber beschlagen. Es sah sehr wertvoll aus.

»Da steht es drinnen! Das, was uns Mama früher immer erzählt hat, ist nicht nur eine Geschichte, nicht nur ein Spiel! Die Welt, von der sie erzählt hat, gibt es wirklich! Das muss so ähnlich wie bei *Mio mein Mio* sein!«

Das kommt davon, wenn kleine Mädchen zu viele Bücher lesen, dachte er. »Du spinnst. Was ist das für ein Buch?«

»Ich hab's am Dachboden gefunden und darin gelesen!«

»Und was meinst du, was steht da drinnen?«

»Mama und Papa waren schon einmal in einer anderen Welt. Mama hat von dieser Welt geträumt, und dann sind sie wirklich dorthin gegangen!«

Richard lachte auf. »So ein Blödsinn! Das gibt's nicht wirklich. Nur weil das da drinnen steht, heißt das noch lange nicht, dass es stimmt.«

»Aber das Buch schaut nicht so aus wie normale Bücher bei uns! Das Buch kommt auch aus dieser Welt!«

»Das gehört sicher zu einem LARP¹«, widersprach er. »Du weißt doch, Mama hat erzählt, dass sie früher öfters bei so was mitgespielt hat.«

»Und der Brief da? Richard, lies doch den Brief!«

Er schüttelte den Kopf und nahm das Blatt Papier, das ganz hinten im Buch steckte. Er las:

Eure Majestät, Königin von Mittnacht – liebe Julia!

Wir wissen, daß² Du Dich an nichts mehr erinnern kannst, was geschehen ist, denn Du hast vom Wasser des Ewigen Vergessens getrunken. Es war der einzige Weg für Dich und Jonathan, in Eure eigene Welt zurückzukehren.

Du wirst bemerken, daß in Deiner Erinnerung ein ganzer Tag fehlt, von dem Du nicht mehr weißt, was Du in dieser Zeit getan hast. Vielleicht hilft Dir diese Erkenntnis dabei zu glauben, daß

1 Live Action Role Playing game, Live-Rollenspiel

2 Ina hat den Brief natürlich in alter Rechtschreibung verfasst.

das, was ich Dir in diesem Brief schreibe, die Wahrheit ist. Ohne daß Du es weißt, warst Du heuer zum zweiten Mal in Deinem Leben in einer Welt, von der Dir niemand bei Dir daheim glauben würde, daß sie überhaupt existiert.

Auch ich hätte es nicht geglaubt, als ich noch dort lebte – aber wie es dazu kam, daß ich zu einer Bewohnerin dieser Traumwelt geworden bin, steht in dem Buch.

Das Buch enthält die Geschichte Deiner Erlebnisse in unserer Welt vom letzten Jahr, wie sie unsere Geschichtsschreiber und Chronisten zusammentragen konnten. Es mag sein, daß sich nicht alles genauso zugetragen hat, denn manches mußten unsere Schreiber dazudichten, um daraus eine Geschichte ohne Lücken zu machen. Die Dinge, die Du heuer hier erlebt hast, konnten wir leider nicht für Dich aufschreiben. Zu dem Zeitpunkt, als wir das Buch schreiben ließen, warst Du noch unterwegs mitten auf Deinen Abenteuern.

Vielleicht bringt das Buch einen kleinen Teil Deiner Erinnerungen zurück. Vielleicht erkennst Du, daß es nicht bloß eine Geschichte ist, sondern Du spürst tief in Dir drin, daß Du das, was darin verzeichnet ist, wirklich erlebt hast.

Man sagt, wer vom Wasser des Ewigen Vergessens getrunken habe, könne nie wieder von unserer Welt träumen. Das glaube ich nicht. Die Macht Deiner Phantasie ist stärker, und ich glaube fest daran, daß Du eines Tages nochmal unsere Welt besuchen kannst – sei es wirklich oder auch nur im Traum, auch wenn ich dann schon lange nicht mehr am Leben sein werde. Der Segen der Großen Göttin möge Dich immer begleiten. Das silberne Amulett, das Du um Deinen Hals trägst, ist ihr Zeichen, ein Schutzsymbol, und es möge Dich auf allen Deinen Wegen begleiten.

Lebe wohl und viel Glück in Deinem weiteren Leben!

Deine Ina

P.S.: In Deiner Welt erinnert sich niemand mehr an mich, dafür Erinnerst Du Dich nicht mehr an Deine Abenteuer in unserer Welt. Welch eine Ironie des Schicksals.

Richard zögerte, bevor er den Brief zur Seite legte und das Buch aufschlug, um darin zu blättern.

»Na, was sagst du?«, fragte Conny.

»Ich weiß nicht.« Obwohl Richard sich selbst schon viel zu groß vorkam, um an derlei Geschichten zu glauben, gab es ein paar Dinge, die ihm seltsam erschienen.

In dem Brief war von einem Silberamulett die Rede, das ihre Mutter beschützen sollte, und tatsächlich trug sie Tag und Nacht einen Anhänger mit einem seltsamen, siebenstrahligen Rad um den Hals. Auf Fragen, was dieser zu bedeuten habe und warum sie ihn trage, hatte sie nie geantwortet. Sie war immer ausgewichen und hatte gesagt, er bedeute ihr einfach sehr viel. Aber das war keine zufriedenstellende Erklärung. Nicht für Richard. Konnte es sein, dass sich ihre Mutter wirklich einbildete, in so einer Art Fantasy-Welt gewesen zu sein?

»Blättere etwas weiter!«, rief Conny. »Unsere Namen kommen auch darin vor!«

»Was?«

Conny trat neben ihn, blätterte ein paar Seiten nach vorne und zeigte ihm eine bestimmte Stelle. Richard las:

Alles hatte damit begonnen, daß sich Julia eine Geschichte ausgedacht hatte, in der ihre beiden Romanhelden Richard, genannt Rick, und Cornelia, genannt Nelly, in die Welt ihrer Träume gehen mußten, um dort gegen die von Julia erfundene Herrin der Albträume zu kämpfen. Doch dadurch, daß sie ein Tor erfunden hatte, durch das Menschen in die Welt ihrer Träume gehen konnten, war dieses Tor Wirklichkeit geworden, und so mußten Jonathan und Julia das tun, was in der Geschichte Richard und Cornelia tun mußten: die Welt ihrer eigenen Träume betreten.

Richard schüttelte langsam den Kopf. »Conny!«, sagte er eindringlich. »Da sind nicht wir gemeint. Anscheinend hat Mama uns die Namen ihrer Romanfiguren gegeben!«

»Aber Richard ...«

»Kein Aber«, sagte er kategorisch. »Es gibt kein Christkind, keinen Osterhasen, und man kann nicht einfach in die Welt einer Geschichte hineingehen! Das sind nur Kindermärchen! Jetzt geh in dein Zimmer und lass mich in Ruhe. Ich muss noch für die Schularbeit morgen lernen!«

»Du lernst aber gar nicht, du spielst Minecraft! Ich hab's gesehen!«

»Weil ich eh wieder einen Einser bekommen werde. In Mathe brauch ich nicht viel lernen.«

»Dann gib mir das Buch wieder!«

»Nein. Lass es da. Ich werde es mir noch anschauen.«

»Ich will es aber wiederhaben!«

»Verschwinde, sonst erzähle ich Mama, dass du am Dachboden in ihren alten Sachen herumstöberst!«

»Du bist gemein! Ich hasse es, einen großen Bruder zu haben!«

»Ja, ich finde es auch ganz entsetzlich, eine kleine Schwester zu haben. Und jetzt hau ab!«

Er drängte sie aus seinem Zimmer, schloss die Türe und verriegelte sie. Conny klopfte ein paarmal mit den Fäusten dagegen und rüttelte an der Türschnalle, dann gab sie offenbar auf und ging in ihr Zimmer zurück.

Richard legte das Buch auf das Nachtkästchen, wo auch der Brief lag, der darin versteckt gewesen war. Dann schlüpfte er aus den Hausschuhen und ließ sich auf sein Bett fallen. Er schrieb seinen Spielkameraden im Chat, dass er heute nicht mehr online gehen würde, und fuhr den Computer herunter.

Nachdenklich starrte er an die Zimmerdecke und überlegte, was Conny gesagt hatte: *Das, was uns Mama früher immer erzählt hat, ist nicht nur eine Geschichte, nicht nur ein Spiel! Die Welt, von der sie erzählt hat, gibt es wirklich!*

Blödsinn, dachte er. Conny hatte immer schon eine sehr lebhaftes Fantasieliebe gehabt.

Er nahm das Buch, schaltete die Stehlampe neben dem Bett ein und begann zu lesen.

Es war handgeschrieben, mit einer altertümlichen, reich verzierten Schrift. Die Anfangsbuchstaben jedes Absatzes waren groß und schmuckvoll gemalt.

Eigentlich sollte er nicht zu spät schlafen gehen, weil er am nächsten Tag Schularbeit hatte, aber er schaffte es nicht, das Buch wieder wegzulegen. Und je weiter er las, desto merkwürdiger wurde ihm zumute.

Er wurde aus all dem nicht klug.

Das, was in dem Buch erzählt wurde, passte bestens zu dem Spiel, das sie früher immer bei Spaziergängen in der Au gespielt hatten: Dabei war er der Ritter, Conny die Prinzessin und ihre Mutter die Königin gewesen. Sie hatte aber auch, je nach Bedarf, alle anderen Rollen, die für die Geschichte gebraucht wurden, übernommen.

Warum hat unsere Mutter uns das Buch nie gezeigt, obwohl es doch so gut zu dem Spiel passt?, fragte er sich. Vielleicht gerade deshalb, weil mehr dahintersteckt?

Nein, das konnte nicht sein!

Er beschloss, nochmals mit Conny zu sprechen. Er musste sie überzeugen, dass das alles Unsinn war, sonst steigerte sie sich wieder in irgendwelche Vorstellungen hinein. Er kannte sie ja. Ob sie noch wach war?

Es war jetzt neun Uhr. Leise stand er auf, schloss die Tür auf und schlich über den Gang hinüber zu Connys Zimmer. Er klopfte leise, aber niemand antwortete. Dann öffnete er die Tür einen Spaltbreit. Es brannte kein Licht.

»Conny?«

Richard trat ein, schloss die Tür hinter sich und lauschte. Es war still, er hörte nicht das geringste Geräusch im Zimmer seiner Schwester.

»Conny, schläfst du schon?«

Niemand antwortete ihm, und er knipste die kleine Stehlampe auf dem Kästchen neben der Türe an. Da erkannte er, dass Connys Bett leer war.



Nachdem ihr Bruder sie hinausgeworfen und die Tür versperrt hatte, ging Conny wütend in ihr eigenes Zimmer zurück. Sie setzte sich auf ihr Bett, über dem die ganze Wand mit Tierpostern tapeziert war: entzückende Hundewelpen, Pferdefohlen, Pandabären, ein Löwenbaby und Pinguine. Conny liebte Tiere über alles.

Sie betrachtete nachdenklich die halbe Spielkarte. Die Herz-Königin lachte ihr freundlich entgegen. Der Gesichtsausdruck hatte etwas Aufforderndes, so als wollte sie sagen, *komm mit mir*.

Conny trat ans Fenster, an dessen Außenscheibe sich Eisblumen gebildet hatten. Es hatte leicht zu schneien begonnen, und die Flocken tanzten im schwachen Wind.

Direkt vor ihrem Fenster stand der große Marillenbaum, auf dem ihr Vater ein Futterhäuschen so aufgehängt hatte, dass sie die Vögel beobachten konnte, wenn sie zum Fressen kamen. Genau dort hatte sie jetzt eine Bewegung wahrgenommen.

Aber es war kein Vogel; Vögel kamen nicht mitten in der Nacht! Sie drehte sich nochmals um, weil sie meinte, sich getäuscht zu haben.

Nein, auf einem Ast des Baumes, keinen halben Meter entfernt, saß eine weiße Katze und sah ihr direkt in die Augen. »Na«, murmelte Conny. »Was machst du da?«

Sie öffnete das Fenster und beugte sich hinaus. »Willst du zu mir, Mieze? Bei mir im Zimmer ist es gemütlich!«

Die Katze schlich geduckt einen halben Meter zurück, setzte sich dann aber wieder hin und wartete.

»Kommst du nicht mehr runter? Soll ich dir helfen?«

Die Katze sagte – wie zu erwarten – nichts.

»Du willst nicht zu mir, du wartest auf mich, oder?«, fragte Conny.

Sie streckte der Katze die halbe Spielkarte entgegen, und das Tier ließ ein kurzes Miauen erklingen. Irgendwie klang es wie eine Aufforderung.

Conny lehnte das Fenster an, ging zu ihrem Kleiderkasten und nahm ihre türkisgrüne warme Plüschjacke heraus. Sie zog eine dicke Strumpfhose und darüber ihre warme Thermohose an und schlüpfte in ihre Winterstiefel. Dann ging sie wieder zum Fenster und öffnete es. »Ich soll mit dir kommen, oder?«

Ein leises Miauen war die Antwort.

Conny griff mit den Händen nach einem Ast, den sie gerade noch erreichen konnte, hielt sich daran fest und stieg mit den Füßen hinüber auf denjenigen, auf dem die Katze saß. Klettern war schon lange eine Leidenschaft von ihr; seit zwei Jahren ging sie jedes Wochenende in einen Kinder-Kletterkurs beim Alpenverein. Sie hatte keinerlei Angst hinunterzufallen, und zum Glück hatte sie nicht die Höhenangst ihrer Mutter geerbt. Obwohl ihr Fenster in vier Metern Höhe lag, hatte sie keine Bedenken hinauszusteigen. Sie ließ mit einer Hand los, zog den Fensterflügel mit Schwung so weit zu, wie es ging, und hangelte sich dann vorsichtig weiter in Richtung des Baumstamms.

Die Katze sprang von Ast zu Ast weiter hinunter und zuletzt mit einem weiten Satz hinüber auf die Buchsbaumhecke, die entlang des Gartenzauns wuchs.

Auch Conny erreichte sicher den Boden, auf dem eine hauchdünne Schicht frisch gefallenen Schnees lag. Die Tatzen der Katze und ihre eigenen Fußabdrücke waren deutlich zu sehen. Leise schlich sie zum Gartentor, an dem das Tier schon auf sie wartete.

»Wo gehen wir hin, Mieze?«

Die Katze lief hinaus auf die Asphaltstraße und auf dieser nach rechts in Richtung der Au. Am Asphalt lag kein Schnee; die Flocken, die darauf fielen, zerschmolzen sofort.

Conny folgte dem weißen Tier, das auf dem dunklen Asphalt deutlich zu sehen war, auf der Allee mit den hohen Pappeln bis zur Unterführung unter der Autobahn. Hinter dieser war die Straße unbefestigt, und der Schnee blieb liegen.

Die Katze lief auf einem Weg nach rechts durch den Wald, und jedes Mal, wenn das Mädchen etwas zurückblieb, setzte sie sich hin und wartete geduldig.

Conny war schon müde, als sie vor sich das Gebäude des ehemaligen, schon lange geschlossenen Augasthofs erkannte. Es brannte kein Licht darin.

Sie kam aus dem Wald auf die Lichtung, auf der das alte Fachwerkhaus stand. Zu ihrer Linken glitzerte der halb zugefrorene Krumbach im Mondlicht.

Conny schlich am Zaun entlang in Richtung der alten Aubrücke, als sie vor sich in der Dunkelheit einen rötlich leuchtenden Punkt sah. Sie erstarrte in der Bewegung. Der leuchtende Punkt bewegte sich auf sie zu, und sie roch den Rauch einer scharfen Zigarette.

»Wer sind Sie?«, flüsterte sie.

Der Fremde trat aus dem Schatten ins schwache Licht des Mondes.

Conny erkannte ihn: Es war der alte Herr Kratochwil, der Besitzer des ehemaligen Gasthofes. Er stützte sich mit der linken Hand auf eine Krücke, während er mit der rechten die Zigarette zum Mund führte und einen tiefen Zug machte. Conny war erleichtert, denn sie kannte Herrn Kratochwil – aber er kannte auch ihre Eltern.

»Sie ... Sie wollen sicher wissen, was ich hier mache«, flüsterte Conny ängstlich, er könne sie verraten.

Der alte Mann schüttelte den Kopf. »Morgen ist Frühlingsbeginn, die Tagundnachtgleiche«, sagte er. »Ich weiß, was du hier tust. Es ist gut, dass du dich entschlossen hast, hinüberzugehen. Hast du die Spielkarte bekommen?«

Conny lief ein Schauer über den Rücken. Sie hatte mit allem gerechnet, nur nicht *damit!* Der Wirt schien etwas über die Sache mit dieser Traumwelt zu wissen!

»Ja ... aber mein Bruder hat sie zerrissen. Sie ist nur mehr halb!«

»Das macht nichts. Solange du daran glaubst, reicht auch die halbe Karte. Frag nicht weiter! Vielleicht komme

ich eines Tages noch dazu, dir meine Geschichte zu erzählen. Es ist alles schon zu lange her. Aber ich will dir etwas geben, das dich beschützen soll!«

Er griff in die Tasche seines Lodenmantels und zog eine Kette mit einem silbernen Anhänger heraus.

Conny nahm ihn zögernd. Es war genau so ein Zeichen, wie ihre Mutter es um den Hals trug, seit das Mädchen sich erinnern konnte.

»Das Ariále soll dich beschützen. Mehr als ein halbes Jahrhundert habe ich es aufbewahrt. Nimm es, und lasse es niemanden sehen, niemanden!« Mit diesen Worten wandte er sich ab und ging zum Haus zurück.

»Herr ...«, begann Conny zögernd.

Er drehte sich nochmals um. »Geh jetzt! Mach, dass du weiterkommst! *Luma* segne dich!«

Endgültig kehrte er zum Haus zurück, und der Nebel hatte ihn schon bald verschluckt.

Conny blieb alleine zurück und fröstelte. Sie war völlig verwirrt. Was hatte das alles zu bedeuten?

Schnell steckte sie den Anhänger in die Tasche ihrer Plüschjacke, dann sah sie sich nach der Katze um. Diese saß noch immer abwartend ein Stück entfernt im Mondlicht mitten am Weg.

Langsam ging Conny weiter. Sie hätte Herrn Kratochwil gerne noch mehr Fragen gestellt, hatte aber den Eindruck gehabt, er würde ihr nicht antworten.

Der Katze folgend überquerte sie die Brücke und ging dann dem Ufer des Krummbachs entlang stromaufwärts.

Der Mond brachte die Eisfläche des an dieser Stelle sehr breiten Altarmes zum Glänzen.

Conny trat nahe ans Ufer und sah sich um. Ein Stück oberhalb stand die Katze nun mitten auf dem Eis. Und in ihrem Innersten glaubte Conny eine schnurrende Stimme zu hören, die ihr zuflüsterte: »Komm, folge mir!«



Richard hielt den Atem an. Wo war Conny? Ihr Pyjama lag auf der Bettdecke, und der Kleiderkasten stand einen Spalt offen. Die Plüschjacke fehlte. Hatte sich Conny einfach heimlich fortgeschlichen?

Ein leises Klappern erschreckte ihn. Er sah zum Fenster hin und spürte zugleich einen kalten Luftzug. Der Fensterflügel war nur angelehnt, nicht verriegelt!

Er trat ans Fenster und blickte in die Dunkelheit. Der Ast des Marillenbaumes war keinen halben Meter entfernt, Conny konnte leicht hinübergeklettert sein.

Richard ließ das Fenster unverschlossen und ging zur Türe zurück. Er schaltete die Lampe aus und tastete sich über den Gang zurück zu seinem Zimmer. Dort legte er sich aufs Bett und stützte das Kinn in beide Hände.

Conny ist von zuhause weggelaufen, dachte er.

Schuld daran war nur dieses verflixe Buch, und dass sie sich nun einbildete, tatsächlich in die Welt ihrer Träume gehen zu können wie *Alice im Wunderland*.

Seine Mutter hatte eine Schlaftablette genommen und war sicherlich schwer wach zu bekommen. Sollte er trotzdem versuchen, sie zu wecken, oder vom Handy die Polizei anrufen?

Soll Conny doch hingehen, wo der Pfeffer wächst! Sie wird schon wieder zurückkommen. Was geht mich das an? Ich kann nicht immer das Kindermädchen für meine kleine dumme Schwester spielen! Das ist einfach zu viel verlangt!

Er sah auf den Wecker. Es war kurz nach neun. Conny konnte noch nicht lange weg sein. Dann stand er auf, ging zum Fenster und betrachtete das Außenthermometer.

Auf der Digitalanzeige hatte es drei Grad unter Null, aber gegen Morgen würde es noch viel kälter werden, bis minus acht Grad, zeigte die Wetter-App auf seinem *iPhone*.

Hoffentlich hat Conny sich wenigstens warm angezogen. Sie wird nicht so dumm sein, sich irgendwo hinzulegen, wenn sie müde wird. Sicher weiß sie, dass das bei der Kälte ihr Tod wäre.

Er schauderte und legte sich wieder hin.

Weiß sie das wirklich? Was ist, wenn sie sich verläuft und vor Erschöpfung irgendwo liegenbleibt? Man würde sie erst am nächsten Tag tot finden, und ich – ich wäre schuld, weil ich nichts unternommen habe!

Er stieg aus dem Bett und ging wieder zum Fenster. Draußen schneite es leicht. Links lag das Dorf Föhrenau, dessen Straßenlaternen von einem Lichthof umgeben waren. Rechts in der Ferne sah man hin und wieder Scheinwerfer auf der Autobahn vorbeiziehen, und dahinter lag der schwarze Schatten der Auwälder.

Richard riss seinen Kleiderkasten auf. Er nahm seine Sockenkiste heraus und zog zwei Paar Socken übereinander an, ein dünnes Paar und darüber ein Paar warme Ski-socken. Er schlüpfte in die Hose, zog ein Sweatshirt und darüber einen dicken Wollpullover an und stopfte die Fäustlinge in die Taschen der Daunenjacke.

Zuletzt nahm er die Umhängetasche vom Haken und steckte einen langen bunten Wollschal und zwei Müsliriegel hinein. Schließlich ergriff er auch das Buch, das noch offen auf seinem Bett lag, und steckte es ebenfalls in die Tasche. Eigentlich wusste er nicht, warum er das tat – aber irgendetwas in ihm sagte ihm, dass er es vielleicht brauchen würde.

Auf Zehenspitzen schlich er die Stiege hinunter zur Tür. Der Schlüssel steckte innen. Richard schlüpfte in die Thermosiefel und trat hinaus ins Freie. So leise es ging, schloss er die Tür hinter sich.

Er schlich links herum einmal halb ums Haus, um nicht an den Schlafzimmerfenstern seiner Eltern vorbeizugehen. Dann stand er vor dem Marillenbaum und betrachtete die Spuren in der dünnen Schneedecke.

Es gab eine deutliche Fußspur, die direkt beim Baum begann. Conny musste über die Äste aus dem Fenster gestiegen sein und sich dann davongeschlichen haben.

Richard ging der Spur nach, durchs Gartentor hinaus auf die Straße. Der Nebel gefror auf der Fahrbahn und

machte diese glatt wie einen Eislaufplatz, aber es lag kein Schnee, und es gab auch keine Spuren. Im Schatten der hohen Alleepappeln rannte er ein Stück, damit ihm wärmer wurde. Beiderseits der Straße wuchsen bald einzelne Sträucher. Conny konnte die Straße hier nicht verlassen haben, sie musste ihr weiter gefolgt sein.

Vor ihm tauchte das schwarze Rechteck der Unterführung unter der Autobahn auf. Auf halbem Weg dorthin zweigte nach links ein Asphaltweg ab, der als Rampe zur Autobahn hinaufführte. Es war eine Betriebsabfahrt, die nur von Straßendienst- und Einsatzfahrzeugen benutzt werden durfte.

Kurz bevor er diese Abzweigung erreichte, erfasste ihn für einen Augenblick der Scheinwerferkegel eines Autos. Richard sprang zur Seite und duckte sich hinter einem Gebüsch in den Straßengraben.

Die Scheinwerfer kamen von der Autobahn die Rampe herunter und direkt auf ihn zu. Richard konnte sie durch die Zweige hindurch sehen, das Fahrzeug aber nicht erkennen, weil ihn das Licht blendete.

Der Wagen bog in Richtung Föhrenau ein. Die Räder blockierten auf der Eisfahrbahn kurz, dann stand das Auto, direkt vor Richard, aber auf der anderen Straßenseite, still. Es war ein silberfarbener *Touran* mit blauen und roten Streifen und einem Blaulichtbalken am Dach.

Der Motor lief, während der Beifahrer ausstieg und vorne um den Wagen herumging. Richard erkannte die dunkelblaue Polizeiuniform. Er verhielt sich völlig still und bewegte sich nicht.

Der Fahrer öffnete das Fenster. »Siehst was, Kurt?«

Der Beifahrer leuchtete mit einer Taschenlampe von Gebüsch zu Gebüsch. Die Schneekristalle auf den Zweigen warfen das Licht zurück und blendeten ihn.

»Nichts!«, sagte er kopfschüttelnd »Ich hab' mir eingebildet, da war ein Kind! Aber ich glaub', ich hab' mich geirrt!«

»War sicher nur ein Reh oder ...«

Ein schwerer LKW donnerte über die Unterführung und übertönte den Rest des Satzes.

Der Beifahrer ging zum Wagen zurück, schaltete die Lampe aus und stieg wieder ein.

»Fahren wir weiter«, hörte Richard ihn sagen, dann schloss der Polizist am Steuer das Fenster wieder, und die Stimmen der beiden Männer waren nicht mehr zu hören.

Die Vorderräder drehten einige Male durch, bis sich der Wagen wieder in Bewegung setzte und in Richtung des Dorfes davonrollte.

Richard wartete, bis die roten Rücklichter hinter den ersten Häusern des Ortes verschwunden waren, dann erst wagte er sich aus seinem Versteck. Er zitterte vor Kälte, weil er ruhig im Schnee hinter dem Gebüsch gehockt war. Im Laufschrift brachte er die Unterführung hinter sich und folgte der Straße weiter in den Wald.

Er nahm den Schal, der fast zwei Meter lang war, aus der Tasche und wickelte sich darin ein: einmal um den Hals, dann über Mund und Nase, noch einmal höher um den Kopf, sodass er Stirn und Ohren bedeckte, und zuletzt nochmals um den Hals. Seine Brille lief an, aber allmählich wurde ihm wieder wärmer.

Er folgte der Straße und kam zu einem Fahrverbotschild. Hinter dieser Tafel endete der Asphalt.

Richard erkannte die Schuhabdrücke von Connys Pelzstiefeln, die er unter dem Marillenbaum schon entdeckt hatte, auf dem frisch gefallenem Schnee.

Er folgte den Spuren, die ihn direkt in Richtung der alten Aubrücke führten.

Die Uhr am Handy zeigte 21:35 Uhr.



Richard folgte Connys Spuren mittlerweile im Laufschritt. Er hatte große Angst um seine Schwester. Zugleich hasste er sie dafür, dass sie solche Dummheiten machte und ihn in Schwierigkeiten brachte.

Die Fußabdrücke führten am Augasthof vorbei, über die alte Betonbrücke und hinab zum Eis.

Endlich sah er das Mädchen vor sich. »Conny!«, rief er. »Bleib hier!«

Sie drehte sich zu ihm um und sah ihn völlig überrascht an. »Richard!«, sagte sie. »Wie hast du mich gefunden? Woher weißt du, dass ich weggelaufen bin?«

»Ich ... ich habe es bemerkt, als ich nochmal zu dir kommen wollte, um mich zu entschuldigen! Und dann war es nicht sehr schwer, deinen Spuren im Schnee zu folgen!«

Er streckte ihr seine Hand entgegen. »Komm nach Hause, Conny! Es wird immer kälter, wir sollten machen, dass wir heimkommen!«

»Nein, wir müssen rübergehen! Man ruft uns!«

Er schüttelte energisch den Kopf. »Lächerlich! Wer sollte uns rufen?«

»Ich weiß es nicht, aber die Katze hat vor meinem Fenster auf mich gewartet und mich direkt bis hierher geführt! Und dann hat mir noch der Herr vom alten Augasthof einen Silberanhänger geschenkt, wie ihn die Mama hat! Er weiß auch etwas über die Sache!«

»Conny, vergiss den Blödsinn! Komm bitte wieder mit nach Hause, dann erzähle ich auch Mama morgen nichts von der ganzen Sache! Das ist nur eine streunende Katze und kein weißes Kaninchen! Solche Sachen gibt es alle nicht wirklich!«

Conny hatte Tränen in den Augen. »Nein, das ist kein Blödsinn! Du verstehst das nicht!«, rief sie und machte einige Schritte aufs Eis hinaus, in Richtung der Katze. »Ich weiß, dass ich recht hab! Du nimmst mich nicht ernst, nur weil ich kleiner bin! Ich werde gehen, ob du jetzt mitkommst oder nicht!«

Sie wandte ihm den Rücken zu und sah wieder in Richtung der Katze, die noch immer abwartend an der Stelle verharrte. Dann lief sie hinüber ans andere Ufer.

»Nein!«, versuchte Richard seine Schwester zurückzuhalten, »nicht aufs Eis! Das ist zu gefährlich!«

Auch wenn es jetzt nochmals kalt geworden war, es hatte in den letzten Wochen schon mehrmals getaut. Das Eis trug die Katze noch problemlos, nicht aber das Gewicht eines Kindes.

Doch Conny hörte nicht auf ihn. Und dann ging alles sehr schnell.

Das Eis knirschte und bekam Sprünge.

Conny hielt inne und wollte einen Schritt zurückgehen. Sie rutschte aus, fiel auf den Rücken.

Das Eis splitterte.

»Conny!« Richard sah voller Entsetzen, wie sie ins Wasser stürzte. Sie schlug wild um sich, dann ging sie unter.

Er wusste, dass es keinen Sinn hatte und dass er sich nur selbst in Gefahr brachte, und trotzdem – gegen jede Vernunft – lief er auf das Eis hinaus. Es war sonst niemand da, der seine Schwester retten hätte können!

Doch von Conny war nichts mehr zu sehen. Die Strömung des Altarmes musste sie erfasst und unter das Eis getrieben haben.

Er hörte ein berstendes Geräusch, dann splitterte auch unter ihm das Eis, und im nächsten Moment schlug das eisige Wasser über ihm zusammen. Die Kälte verhinderte jeden klaren Gedanken, und innerhalb weniger Sekunden verlor Richard das Bewusstsein.

Stille.

Tödliche Stille kehrte über dem Wasser ein.



DIE ANDERE WELT

Conny erwachte zitternd vor Kälte. Sie lag im vereisten Schilf am Rand eines zugefrorenen Flusses, und hinter ihr begann ein tief verschneiter Wald. Ihre Plüschjacke und ihre Pelzstiefel waren von Schnee verklebt, und in ihren langen Haaren glitzerten Eiskristalle.

Es war dunkel, und der Mond war am dunstigen Himmel nicht zu sehen. Sie konnte nur vermuten, wo er stand, weil in einer Richtung die Wolken etwas heller blausilbern schimmerten als in der anderen.

Ich lebe!, dachte sie. Zumindest konnte sie sich nicht vorstellen, dass sie tot war. Denn wenn man tot war, konnte man doch nicht mehr denken. Und vor allem nicht mehr frieren – oder?

Das Letzte, woran sie sich erinnerte war, dass sie durchs Eis gebrochen und unter der Oberfläche abgetrieben war. Aber wie kam sie hierher, und wieso war sie fast trocken? Natürlich war ihre Jacke durchnässt, doch nicht so, als wäre sie ins Wasser gestürzt, sondern nur so, als wäre sie eine Weile im Schnee gelegen – was sie wohl war.

Sie hatte fast nichts bei sich. In den Taschen ihrer Jacke entdeckte sie ein feuchtes Taschentuch, einen aufgeweichten Würfel Traubenzucker, den silbernen Anhänger an dem Lederbändchen und die halbe Spielkarte mit der Herz-Königin.

Sie ließ sich den Zucker auf der Zunge zergehen, während sie vorsichtig zum Waldrand hinaufkletterte.

Ein schauerliches Heulen war in der Ferne zu hören. Waren das etwa Wölfe? Sie hatte noch nie in Wirklichkeit welche gehört, aber aus Tiersendungen im Fernsehen und Videos auf *YouTube* kannte sie das Geräusch gut.

Wie gelähmt vor Angst hielt sie inne und wagte nicht, sich zu bewegen. Sie wusste nicht, wie laut Wölfe jaulen konnten, aber sie hatte zumindest den Eindruck, das Geräusch sei noch recht weit entfernt.

Es gibt keine Wölfe in unserer Gegend. Wenn es hier welche gab, konnte das bedeuten, dass sie tatsächlich in der Traumwelt ihrer Mutter gelandet war?

Auch die Bäume und Sträucher wirkten ganz anders als zuhause, und der Fluss war nicht derselbe. Ja, sie konnte nur in der Traumwelt sein! Aber selbst wenn es so war: Sie hatte nicht einmal im Traum den Wunsch, einem Rudel Wölfe zu begegnen. Also musste sie etwas tun.

Sie hatte schon oft *luzide Träume* gehabt, war sich im Schlaf bewusst gewesen zu träumen, doch noch nie war ihr ein Traum so real erschienen wie dieser.

Sie versuchte, die Richtung einzuschätzen, aus der das Geheul zu ihr drang und begann dann, in die entgegengesetzte Richtung, nach links dem Ufer entlang, zu laufen.

Der gefrorene Boden knirschte laut unter ihren Stiefeln. Ihr war unheimlich zumute, und sie wünschte, die Sonne würde aufgehen, sodass sie sich orientieren konnte.

Orientieren? Woran? Das ist nicht die Waidener Au; hier gibt es nichts, wonach ich mich richten kann.

Das Heulen der Wölfe verstummte in der Ferne, doch Conny wagte nicht stehenzubleiben. Immer weiter tastete sie sich am Ufer entlang vorwärts, teils im Wald am oberen Ende der Böschung, teils direkt beim Wasser.

Sie blieb wie versteinert stehen, als sie vor sich Stimmen hörte. Noch vor wenigen Augenblicken hatte sie gewünscht, in dieser Einsamkeit anderen Menschen zu begegnen, doch

nun hatte sie große Angst. Es waren die Stimmen von drei Männern, und ihre Mutter hatte ihr immer eingeschärft, fremden Männern gegenüber besser vorsichtig zu sein.

Vielleicht, dachte sie, kann ich sie um Hilfe bitten, aber was ist, wenn die Männer auf böse Gedanken kommen? Sie legte sich flach auf den Boden und lauschte. Wenn sie herausfinden konnte, was die Leute mitten in der Nacht hier taten, war es leichter zu entscheiden, wie sie reagieren sollte.

»Heute beißen sie aber überhaupt nicht«, sagte eine dumpfe Stimme.

»Wir hätten eine Lampe mitnehmen und die Fische damit anlocken sollen!«

»Dummkopf! Die Einzigen, die wir damit angelockt hätten, wären die Schergen des Kardinals!«

»Glaubst du, die haben nichts Besseres zu tun, als Leute zu jagen, die ohne Erlaubnis fischen?«

Conny erkannte, dass die drei Männer nahe beim Ufer ein kleines Loch ins Eis gehackt hatten, vor dem sie nun standen. Einer von ihnen hielt eine Angelrute in seinen Händen. »Ich wünschte, der verdammte Winter wäre bald vorüber, sodass wir nichts mehr essen müssten.«

»Es ist bald soweit, das weißt du doch. Darum sind die Soldaten ja auch so nervös.«

Conny schob sich vorsichtig ein Stück vorwärts, um besser sehen zu können, als ein dürrer Ast mit lautem Knacksen unter ihr zerbrach.

»Still! Da war etwas!«

»Was sagst du?«

»Da war ein Geräusch, da oben am Ufer!«

»Sicher nur ein Tier.«

»Ich will lieber nachsehen!«

Conny wagte nicht zu atmen. Sie sah, wie sich einer der Männer von den anderen entfernte und in die entgegengesetzte Richtung in den Wald hineinging. Sie wollte gerade zurückkriechen, als sie jemand von hinten an den Handgelenken packte und ihre Arme auf den Rücken drehte.

»Szaba! Jendrak! Da ist wer, der uns beobachtet hat!«

Conny wimmerte leise, als der Mann sie an den Armen hochzog und vor sich her die Uferböschung hinabführte.

Die Wolken waren aufgerissen, und auf dem Eis war es im Licht des riesigen blausilbernen Mondes nun recht hell.

Zum ersten Mal sah sie die Männer genauer. Sie trugen mittelalterlich anmutende Kleidung, wirkten ziemlich ungepflegt und hatten eine blassgrüne Hautfarbe.

Honnahs! Conny hatte in dem Buch von diesen seltsamen Leuten mit grüner Haut gelesen! Damit waren ihre letzten Zweifel, ob sie sich tatsächlich in der Welt befand, die in dem Buch beschrieben wurde, beseitigt.

»Ein Mädchen?«, staunte einer von ihnen.

»Na, ein *Mann* ist sie jedenfalls nicht.«

Conny versuchte vergeblich, sich dem Griff des Mannes zu entwinden, doch er hielt ihre Hände so fest, dass es schmerzte. »Lassen Sie los!«, flehte sie. »Sie tun mir weh!«

Der Mann, der sie festhielt, lachte. »Ich tu ihr weh!« Dein Herr wird dir viel mehr wehtun, wenn er dich wieder in die Finger kriegt!«

»Kirish! Pack sie etwas zarter an, du brichst ihr ja noch alle Knochen!« Er starrte in Connys Gesicht und sagte: »Ein Menschenmädchen! Das ist aber eine Überraschung! Wir wollen sie lebend zu ihrem Besitzer zurückbringen, sonst bringt sie uns kein Geld!«

»Sie hat aber lange Haare, sie muss freigekauft sein!«

Conny verstand überhaupt nicht, wovon die Männer sprachen. *Besitzer? Freigekauft?* Und was hatten ihre Haare damit zu tun?

Der kräftige Mann, der sie festhielt, ließ ihre Hand los und packte sie am Kragen ihrer Plüschjacke.

»Wem sie wohl gehören mag, Szaba?«, fragte der zweite, ziemlich große und hagere Mann.

Der dritte, eher klein und unscheinbar gegenüber den anderen beiden aussehend, meinte: »Was weiß ich, Jendrak? Vielleicht möchte sie es uns ja selbst sagen?«

»Ich gehöre gar niemandem!«, schrie Conny.

»Nicht so laut!«, zischte Szaba. »Du hetzt uns die Soldaten auf den Hals! Was heißt das, *du gehörst niemandem?*«

Jendrak ergriff ihre linke Hand und schob den Ärmel ein Stück hoch. »Das was sie sagt, Szaba! Sie gehört keinem! Wir haben eine *Ungezeichnete* erwischt!«

Die drei Männer waren sichtlich überrascht, aber Conny wurde von Minute zu Minute verwirrter. Sie konnte mit dem, was die Fremden sagten, nichts anfangen. Eine *Ungezeichnete*? Was sollte das sein?

Kirish, also derjenige, der sie festhielt, verstärkte seinen Griff wieder merklich und sagte: »Bei allen Teufeln, ein schöner Fang! Wir dürfen sie nicht entwischen lassen!«

»Wir könnten sie in Salira der Wache übergeben, dann wäre sicher eine Belohnung für uns drin!«

»Du bist dumm, Szaba. Die Wache würde wissen wollen, wo wir sie gefunden haben, und uns ausfragen, was wir hier getan haben. Nein, ich habe eine bessere Idee! Wir nehmen sie mit zu Fletcher. Er kann sie sicher auch gut brauchen! Unverbrauchte Arbeitskräfte sind selten!«

»Ausgezeichnet, Jendrak!«, erwiderte Kirish begeistert. »Da wird sich Fletcher aber freuen!«

Szaba, der Mann, der die Angelrute gehalten hatte, versteckte diese im Ufergestrüpp und hängte sich eine große lederne Tasche um. »Los, wir müssen sie zum Gutshof bringen! Gib acht, dass sie nicht entwischt!«

»Mir entwischt niemand.«

Bei dem Griff, mit dem der Mann sie festhielt, glaubte Conny das sofort.

Die drei packten ihre Sachen und machten sich mit ihr auf den Weg. Sie erklommen die Böschung. Szaba ging voraus, dann Kirish, der Conny vor sich herschob, und zuletzt Jendrak. Sie wusste, dass sie keine Chance hatte zu entkommen, jedenfalls nicht jetzt. Doch es bot sich auch weiterhin keine Gelegenheit. Die Männer führten sie durch dichten Wald, und sie verlor jegliche Orientierung.

Schließlich verließen sie den Auwald. Das Gelände stieg merklich an, und sie bogen auf einen Hohlweg ein.

Nach einer Stunde kamen sie auf eine Lichtung. Es hatte zu schneien begonnen, und ein eisiger Wind war aufgekommen. Im Wald hatte sie dies kaum bemerkt, doch auf freiem Feld war es mehr als ungemütlich.

Auch die Männer schienen unter Kälte und Schnee zu leiden. Der Wind steigerte sich allmählich zu einem regelrechten Schneesturm, und wären sie nicht einem deutlich erkennbaren Weg gefolgt, so hätten wohl auch die drei sich nur schwer orientieren können.

Conny schloss die Augen, weil sie von dem eisigen Wind zu tränen begannen. Sie ließ sich einfach vorwärts schieben und setzte blind einen Fuß vor den anderen. Einmal stolperte sie fast, doch Kirish hielt sie so fest, dass sie nicht hinfallen konnte.

Sie glaubte schon, der Marsch durch Schnee und Wind würde niemals enden, als sie vor sich das Bellen von Hunden hörte. Sie öffnete die Augen und erkannte ein großes Gebäude. Die Männer hatten zuvor einen Gutshof erwähnt, und das konnte sehr gut einer sein.

Es war ein geschlossener Vierkanthof von fast fünfzig Metern Seitenlänge, der auf dieser Seite nur ein einziges Tor hatte. Im Erdgeschoß gab es keine Fenster, nur winzige Luken in etwa eineinhalb Metern Höhe, und alles in allem machte das Gebäude einen abweisenden, unfreundlichen Eindruck.

Jendrak klopfte, und das Tor schwang nach innen auf.

Conny hörte, dass das Gebell von drinnen kam, und sie sah zwei weitere Männer, die ihnen geöffnet hatten und sie einließen.

»Kirish! Jendrak! Szaba! Wo seid ihr gewesen? Man hat euch schon vermisst!«

Conny wusste, dass es ihr nichts helfen würde, aber sie rief lauthals: »Sie waren am Fluss fischen!«

Kirish riss Conny herum und gab ihr eine Ohrfeige.

Sie stürzte zu Boden, mehr vor Schreck als von dem Schlag. Conny war noch nie im Leben ins Gesicht geschlagen worden – ihre Eltern hatten das nie getan.

»Sie lügt!«, rief er. »Wir waren in Salira in der Schenke, und am Rückweg haben wir die da gefunden!«

Jendrak zog Conny am Arm hoch und stieß sie durch das Tor. Als sie wieder klar denken konnte, war der Eingang bereits fest verriegelt, und die fünf Männer hatten sie umringt.

»Fletcher wird sich freuen, ihr drei! Los, bringt sie zu ihm! Er ist drüben im Lagerraum!«

Die drei Kerle, die Conny im Wald gefangen hatten, schleppten sie weiter durch mehrere Gänge, bis sie die Tür zu einem größeren halbdunklen Raum aufstießen. Es war kalt darin, nicht viel wärmer als im Freien.

Im Licht mehrerer flackernder Öllampen sah Conny einen vollbeladenen Wagen.

Eine größere Zahl von Frauen und Mädchen war dabei, ihn zu entladen und die schweren Kisten und Säcke über eine steile Holzterrasse nach oben auf einen Bretterboden zu bringen und dort aufzustapeln.

Die Frauen trugen einfache, nicht besonders warm aussehende Kleidung, und alle hatten an ihrem linken Handgelenk ein auffallendes weißes Bändchen.

Ein dicker, bärtiger Mann beaufsichtigte das Ganze und brüllte laut seine Anweisungen. Auch er hatte ein solches Armband, allerdings in Gelb.

Als er die drei Männer mit Conny bemerkte, wirkte er überrascht. Er kam auf sie zu und rief: »Was ist mit euch Taugenichtsen? Wo habt ihr euch herumgetrieben?«

Conny wagte diesmal nicht, etwas zu sagen. Jendrak erwiderte: »Wir waren in Salira in der Schenke! Heute ist unser freier Tag, oder?«

»Und wer ist die da?«

Jendrak lächelte. »Wir haben sie unterwegs gefangen. Wir dachten, Ihr könnt sie sicher gebrauchen, Herr!«

Der Dicke drehte sich um und rief laut: »Genug für heute! Geht in eure Kammern! Wir werden dafür morgen zwei Stunden früher mit der Arbeit beginnen! Los, los, trödelt nicht! Verschwindet!«

Während die Frauen erschöpft den Raum verließen, widmete sich der Dicke wieder Conny und den drei Männern. »Was heißt, ihr habt sie unterwegs *gefangen*? Seid ihr wahnsinnig geworden? Wem gehört sie?«

»Niemandem, Herr Gelb-Fletcher!«

»Was?«

Kirish packte Connys linken Arm und schob den Ärmel hoch. »Da, Herr Gelb-Fletcher, seht selbst!«

»Ja!«, rief der Dicke. »Tatsächlich, sie ist wirklich eine Ungezeichnete! Das trifft sich natürlich sehr gut.«

Conny warf einen schnellen Blick zu den drei Männern und stellte jetzt, wo sie ihre Jacken mit den überlangen Ärmeln abgelegt hatten, fest, dass auch sie deutlich sichtbare Armbänder trugen – in Grün.

Allmählich glaubte sie zu verstehen, wieso man sie eine *Ungezeichnete* nannte. Diese Bänder mussten irgendein Erkennungszeichen sein.

Gelb-Fletcher – *sicherlich hat diese Anrede auch mit dem gelben Streifen zu tun*, dachte sie – ging einmal um Conny herum und besah sie sich von allen Seiten. »Ihr wisst, was ihr zu tun habt!«, rief er. »Sorgen wir dafür, dass sie wie eine richtige Arbeiterin aussieht!«

Kirish hielt Conny wieder fest und führte sie hinaus in einen anderen Raum. Die anderen folgten.

Conny wusste, dass es keinen Sinn hatte, Widerstand zu leisten. Sie konnte ihre Lage dadurch nur noch mehr verschlimmern. Sie ließ es mit sich geschehen, als man sie an einen Sessel band, und sie zitterte dabei vor Angst, weil sie nicht wusste, was man mit ihr vorhatte.

Gelb-Fletcher rief nach zwei Dienerinnen – die ebenfalls weiße Streifen an der linken Hand trugen –, und gab ihnen Befehle, die Conny nicht verstand.

Sie begriff nicht, wozu das alles gut sein sollte: Zunächst wurden ihr zwei Lederbänder eng um den linken Unterarm gewickelt, sodass sie knapp oberhalb des Handgelenks einen ungefähr eineinhalb Zentimeter breiten Streifen Haut freiließen. Dann brachte jemand ein Gefäß mit einer weißen, stechend riechenden Paste.

Eine der Frauen tauchte einen Pinsel in die zähe Substanz und strich diese in einer dicken Schicht zwischen die Lederbänder.

Die weiße Flüssigkeit brannte auf Connys Haut. Es spürte sich ungefähr so an, als würde jemand ein Brennnesselblatt fest gegen die Haut drücken. Sie schrie, mehr vor Angst und Hilflosigkeit denn vor Schmerz.

Die Frau sah Conny mitleidig an, ließ sich aber nicht beirren. Als der Streifen rundum gleichmäßig gemalt war, wartete sie etwas, nahm ihr die Bänder ab und wickelte einen Stoffstreifen als Verband um das Handgelenk.

»Was haben Sie getan?«, schluchzte Conny, aber niemand gab ihr eine Antwort.

Gelb-Fletcher trat beiseite und sagte zu Kirish, Jendrak und Szaba: »Wenn sie fertig ist, werft sie in irgendeine Kammer. Ich werde mich morgen weiter mit ihr befassen!«

Während der Mann mit dem gelben Streifen zusammen mit Szaba und Jendrak den Raum verließ, trat die andere Frau hinter Conny.

Kirish, der als einziger Mann zurückgeblieben war, setzte sich auf eine Kiste und beobachtete alles Weitere ziemlich teilnahmslos.

Die Frau strich mit den Fingern sanft über Connys Kopf und sagte dann in mitleidigem Ton: »Finde dich damit ab! Egal, wie du bisher gelebt hast, das ist vorbei!«

Dann nahm sie eine Schere und begann, Connys seidige lange Haare abzuschneiden.



Die stählerne Türe schloss sich hinter Conny, und sie war mit ihrer Verzweiflung alleine. Mit Tränen in den Augen kauerte sie auf dem mit Streu bedeckten Lehm Boden. Sie fühlte sich elend, und ihr war kalt. Die Plüschjacke war vom Marsch durch den Schneesturm ganz durchnässt, und ihre Füße in den Pelzstiefeln fühlten sich klamm und steif an.

In dem Raum, in den man sie gestoßen hatte, war es kaum wärmer als im Freien. Es war stockdunkel und mucksmäuschenstill. Conny wusste, dass es keinen Sinn hatte, nach der Tür zu suchen und daran zu rütteln. Man hatte gewiss fest abgeschlossen. Dieser Raum musste ein Kerker, ein Verlies oder noch etwas Schlimmeres sein.

Der Streifen an ihrem linken Handgelenk brannte immer noch wie Feuer. Was mochte das für eine Farbe gewesen sein, mit der man ihn aufgemalt hatte, und was bedeutete er? Jeder, dem sie hier in dieser Welt begegnet war, hatte solch einen Streifen gehabt, in Weiß, Grün oder Gelb. Und sie war ahnungslos gewesen und hatte geglaubt, dass es Armbänder waren!

Sie dachte an die schönen langen Haare, die man ihr abgeschnitten hatte, sodass sie nur mehr knapp ihren Nacken bedeckten, und begann zu weinen. Wie mochte sie jetzt wohl aussehen? Es gab keinen Spiegel, in dem sie sich betrachten konnte.

Warum hat man das getan? Was werden Mama, Papa und Richard sagen, wenn ich so nach Hause komme?

Wenn ich überhaupt jemals wieder nach Hause komme, dachte sie plötzlich und schluchzte tief. Sie vergrub ihr Gesicht in den Händen, und dabei verrutschte ihr Verband. Durch den Tränenschleier sah sie einen hellen Lichtschein, der offenbar von dem Streifen an ihrem Handgelenk ausging. Sie war so überrascht, dass ihre Tränen mit einem Mal versiegt und sie sich fasste.

Conny wickelte den Verband von ihrem Arm, wischte mit den Handrücken das Gesicht trocken und starrte auf

ihr Handgelenk. Der Streifen leuchtete in mattem milchigem Weiß. Wahrscheinlich leuchteten *alle* Streifen, nur hatte sie das zuvor in den mit Öllampen erhellten Räumen nicht so deutlich gesehen.

Das Licht erinnerte ein wenig an das des Mondes, war aber eine Spur weniger bläulich. Die Haut direkt neben dem Streifen – und sicher auch darunter, aber dort konnte sie es nicht sehen – war leicht gerötet.

Conny betastete die Farbe vorsichtig mit der rechten Zeigefingerspitze. Schon die leichteste Berührung brannte wie Feuer, und sie stieß einen kurzen, gedämpften Schrei aus. Unmittelbar darauf hatte sie das Gefühl, ein weiteres Geräusch in dem Raum zu hören.

Ein Schauer lief ihr über den Rücken, und ihr war plötzlich noch viel kälter als zuvor. Wo hatte man sie bloß eingeschlossen? Wer oder was befand sich außer ihr noch hier? War sie am Ende gar schon dem Tod geweiht?

Sie nahm all ihren Mut zusammen. »Ist da jemand?«, hauchte sie.

Die Antwort kam prompt. Eine ebenso zaghafte Mädchenstimme sagte, hörbar erleichtert: »Hast Du mich aber erschreckt!«

Conny fiel ein Stein vom Herzen. Offenbar war sie nicht die einzige Gefangene hier. »Wer bist du?«, flüsterte sie.

»Ich bin Sheila-Weiß-Fletcher. Und wer bist du?«

»Ich ... ich heiße ... Conny.«

»Conny?«, wiederholte das andere Mädchen.

Conny sah einen Streifen ein Stück vor ihr aufleuchten, als das fremde Mädchen den Arm unter der Decke hervorzog und hob, sodass das mattweiße Licht auf ihr Gesicht fiel. Die Fremde war um einige Jahre älter als sie, vielleicht um die vierzehn, hatte ein sehr hübsches, zart blassgrünes Gesicht und helle, ahornholzfarbene Haare, die ebenso kurz geschnitten waren wie die von Conny.

»Du ... du bist ein Honnahmädchen?«

»Ja. Und du?«

Conny hob ebenfalls den Arm, um ihr eigenes Gesicht zu beleuchten. Zumindest dafür war dieser Streifen recht praktisch. »Ich ... bin ein Mensch.«

»Ein Mensch? Ich hätte nie gedacht, dass Fletcher sich ein Menschenmädchen als Arbeiterin leisten kann! Dafür muss er doch viermal so viel bezahlen!«

»Du meinst ...«, Conny schluckte, »Du meinst, ich gehöre ihm?«

»Ja, natürlich! Wem hast du denn bisher gehört?«

»Wem? Niemandem! Ich habe niemandem gehört!«

»Aber du bist doch ein Mädchen!«

Conny schauderte. »Soll das heißen, *alle* Mädchen hier sind ... so eine Art *Sklavinnen*?«, stotterte sie und erbleichte.

»Ein Mädchen gehört seinem Vater, solange er für es bezahlt, und später seinem Mann. Wer das *Freigeld* nicht zahlen kann, muss seine Tochter an einen Adeligen oder Gutsherrn übergeben. Das weiß doch jeder!«

Conny ließ ihren Arm sinken und wich zwei Schritte zurück, bis sie mit dem Rücken gegen die Wand stieß. »Oh bitte, lieber Gott!«, murmelte sie. »Ich weiß, dass das ein böser Traum ist, und ich will jetzt aufwachen!«

»Was redest du da? Erzähl lieber, wo du herkommst! Komm herüber! Ist dir kalt? Willst du eine Decke?«

Connys Augen gewöhnten sich allmählich an die Dunkelheit. Sie erkannte ein etwas helleres Rechteck an der gegenüberliegenden Wand. Das musste eines der kleinen Fenster sein, die sie von draußen gesehen hatte. Daneben bewegte sich der helle Streifen von Sheila-Weiß-Fletcher.

Conny ging langsam darauf zu. »Ja, ich friere ganz entsetzlich«, sagte sie.

»Hier, die wird dich wärmen!« Das andere Mädchen legte eine schwere Decke um Connys Schultern und führte sie zu einer hölzernen Pritsche an der Wand. Der dicke grüne Stoff verströmte einen Geruch nach Schafwolle.

»Danke dir«, sagte Conny. »Was ist das für ein Streifen, den man mir verpasst hat? Er brennt entsetzlich!«

»Was, sie haben dich *jetzt erst* mit dem Erkennungsstreifen gezeichnet?«, staunte das Honnahmädchen. Willst du sagen, dass du bis jetzt versteckt gelebt hast?«

»Ich ... – ich meine, ich habe bei meinen Eltern gelebt.«

»Dann haben sie dich versteckt gehalten? Sonst bekommen doch schon kleine Kinder den Streifen!«

Conny verstand diese Welt nicht. Wohin sie auch geraten war – irgendetwas stimmte nicht! Hier gab es zwar die Honnahs, von denen sie gelesen hatte, aber weder hatte sie etwas von den anderen im Buch beschriebenen Rassen gesehen, noch passte der Rest der Welt auf die Beschreibung.

»Der Schmerz vergeht innerhalb einer Nacht. Die Farbe dringt nur noch etwas tiefer in deine Haut ein, und das brennt etwas. Aber bald tut es nicht mehr weh, und die Farbe lässt sich weder abwaschen noch sonstwie entfernen.«

Conny keuchte auf. »Du ... du willst sagen, der Streifen geht mein ganzes Leben lang nicht mehr runter?«

»Natürlich nicht!«

»Oh, mein Gott!« Conny schüttelte mit Tränen in den Augen den Kopf und sagte mit erstickter Stimme: »Sie haben mir meine schönen, langen Haare abgeschnitten, und jetzt haben sie noch das getan! Warum nur?«

»Arbeiterinnen dürfen keine langen Haare tragen.«

Conny kam ein spontaner Gedanke, wie sie mehr über diese Welt erfahren konnte. Sie hatte ein etwas schlechtes Gewissen dabei, weil sie Sheila dazu etwas vorschwindeln musste, und sie wollte jemanden, der ihr geholfen hatte, eigentlich nicht anlügen: »Ich ... habe die ganze Zeit über versteckt bei meinen Eltern im Wald gelebt«, behauptete sie. »Ich weiß so gut wie gar nichts über die Welt.«

»Du Glückliche! Aber dann weißt du ja dafür, was es heißt, wirklich frei zu sein!«

Ja, dachte Conny. Ich weiß es, und habe es nie geschätzt! Ich habe immer das Gefühl gehabt, alle würden mit mir herumkommandieren und mir sagen, was ich tun dürfe und was nicht! Aber wie frei war ich doch gegen die Mädchen auf dieser Welt!

»Als ich so alt war wie du, war ich auch noch frei, bis mein Vater gestorben ist und niemand mehr für mich bezahlen konnte!«

»Das tut mir leid, dass sein Vater tot ist. Das heißt also, alle ... alle Frauen und Mädchen haben weiße Streifen?«

Sheila nickte.

»Und sie tragen den Familiennamen ihres Besitzers?«

Wieder ein Nicken.

»Dann heiße ich jetzt also *Conny-Weiß-Fletcher*?«

»Ja.«

»Und wenn ich ein Bub wäre?«

»Dann wärst du ja frei!«

»Und welche Farbe hätte mein Streifen dann?«

»Rot. Wahrscheinlich – außer du wärst der Sohn eines Adelligen, dann wäre der Streifen blau!«

»Ich habe aber noch niemanden mit einem roten oder blauen Streifen gesehen!«, wunderte sich Conny.

»Hier leben ja auch nur Honnahs!«

»Und die tragen gelbe oder grüne Streifen?«

Sheila schüttelte den Kopf. »Dass du das nicht weißt! Ja! Bauern und leibeigene Honnahs haben grüne und die Herren wie Fletcher gelbe Streifen! Die gewöhnlichen Menschen tragen rote, und der Adel hat blaue Streifen.«

»Und die Tochter eines Adelligen«, wunderte sich Conny, »die trägt genauso einen weißen Streifen und muss als ... Sklavin arbeiten?«

»Arbeiten?«, Sheila lachte laut auf. »Nein, was glaubst du denn? Solange ihr Vater – und später ihr Gemahl – das Freigeld bezahlt, kann sie tun und lassen, was sie will!«

»Und dieses *Freigeld* ist sehr hoch?«

»So, dass ein Adeliger es spielend bezahlen kann, obwohl es doppelt so hoch ist wie für nicht adelige Mädchen. Für Honnahs aber ist es unerschwinglich, auch wenn wir nur halb so viel zahlen müssen wie die Menschen!«

»Ich verstehe«, sagte Conny. Sie fand das alles ganz furchtbar und entsetzlich ungerecht. »Und das war immer

schon so?«, fragte sie, denn sie konnte sich nicht erinnern, in dem Buch etwas davon gelesen zu haben.

»Immer?«, Sheila zögerte. »Nein, man sagt, es habe einmal eine Zeit gegeben, da –« Sie brach mitten im Satz ab. »Nein, das ist nur ein Märchen, und ich will dich nicht langweilen.«

»Nein, ich langweile mich nicht! Erzähle es bitte!«

»Ich kann nicht!«, stieß Sheila hervor. »Womöglich belauscht uns jemand, und wenn sie mich noch einmal erwischen, dann bringen sie mich um!«

»Erwischen? Wobei?«

»Wenn ich ...« Sie beugte sich zu Conny herab und flüsterte ihr ins Ohr: »Wenn ich über die vergangene Zeit und den alten Glauben spreche!«

Conny lief es kalt über den Rücken. Sie zweifelte nicht, dass der gelbe Fletcher jemanden kaltblütig töten konnte, wo doch schon seine Diener so brutal mit ihr umgegangen waren! »Ich verrate dich nicht!«, versprach sie.

»Ich ... nein, später, hörst du? Vielleicht erzähle ich dir später darüber. Jetzt lass uns schlafen! Wir müssen morgen ausgeruht sein! Es ist Markttag in Brawa, da müssen wir alle mit zum Einkaufen! Wenn wir nicht ausgeschlafen sind, werden sie uns die Peitsche zu spüren geben!«

Conny zog die Decke fester um sich. »Schlagen sie dich oft?«, fragte sie mitleidig.

»Ich bin keine besonders gute Arbeiterin.«

Sheila legte sich auf die Holzpritsche und drückte sich an die Wand, damit Conny auch noch Platz hatte. Die Liegefläche war hart und kalt.

Die beiden Mädchen wickelten sich in ihre Decken, so gut es ging. Conny war entsetzlich müde, aber sie musste noch lange an zuhause denken, wo es zwar einen lästigen älteren Bruder und Eltern gab, aber weder Sklaverei noch Erkennungsstreifen, und wo niemand getötet wurde, nur wenn er über einen alten Glauben sprach.

Natürlich konnte sie nicht einschlafen.

Seltsame Gedanken gingen ihr durch den Kopf. *Das ist eine Traumwelt*, sagte sie sich. Sie hatte es schon öfters geschafft, ihre eigenen Träume zu beeinflussen. Würde das auch hier funktionieren?

Ruckartig setzte sie sich auf. »Sheila?«

»Hm?«, machte diese und drehte sich herum. »Ich habe doch gesagt, du sollst schlafen!«

Conny ignorierte die Aufforderung. »Was hast du getan, dass man dich geschlagen hat?«, wollte sie wissen.

»Ich weiß es nicht mehr. Wahrscheinlich war es einfach *nur so*, denn wenn Fletchers Wächter schlechte Laune haben, schlagen sie oft die Arbeiterinnen.«

Conny stand auf und ging zum Fenster. Sie wollte nicht abwarten, bis man auch sie grundlos schlagen würde. Sie musste diesen schrecklichen Traum beeinflussen. Und das ging nur, wenn sie etwas unternahm, anstatt hier untätig herumzusitzen.

Sie sah hinaus in die blausilberne Nacht, atmete tief durch und sagte dann mit fester Stimme: »Hier bleibe ich nicht! Ich laufe weg!«

Sheila starrte Conny ungläubig an und schüttelte heftig den Kopf. »Das geht nicht! Du *kannst* nicht davonlaufen! Es gibt keinen Platz, wohin du flüchten könntest!«

»Dann werde ich einen finden, wo sie mich nicht entdecken!« Sie betrachtete die Fensteröffnung, dann drehte sie sich verwundert zu Sheila um. »Das Fenster ist ja gar nicht vergittert!«

»Warum denn auch? Niemand kommt auf die wahn-sinnige Idee fortzulaufen!«

Conny ließ sich nicht beirren. »Und Wachen? Gibt es Wachen?«

»Auch nicht! Wozu denn?«

Conny nickte zufrieden. »Wenn ich jetzt wegrennen würde, wann würden sie es bemerken?«

Sheila seufzte. »Ich weiß es nicht. Wenn du nicht dabei gesehen wirst, dann erst morgen früh.«

»Siehst du! Bis dahin könnten wir weit fort sein!«

»Wir?«, fragte das Honnahmächen entrüstet. »Nein, ich kann auf keinen Fall mit dir kommen! Du bist jünger, mit dir haben sie vielleicht noch Erbarmen! Aber wenn sie mich erwischen, bringen sie mich um!«

Vielleicht, dachte Conny, *wache ich dann auf, wenn sie mich umbringen!* Sie sah Sheila fest an und meinte: »Ist das denn so viel schlimmer als dieses Leben?«

Sheila trat ans Fenster und schaute mit sehnsüchtigem Blick hinaus. »Weißt du, Conny ... ich habe bis jetzt noch nicht einmal daran *gedacht*, wegzulaufen.« Sie blickte zu Boden und flüsterte dabei: »Es gibt alte Legenden, wonach auf der anderen Seite der *Verbotenen Berge* noch immer die *Verlorenen Völker* leben. Aber keiner weiß, ob es jemals wem gelungen ist, sich dorthin durchzuschlagen. Wenn man es aber schaffen würde ...«

Conny bemerkte, wie das Honnahmächen mit sich selbst rang. Es blickte hinaus auf den schneebedeckten Berghang. Nur wenige Schritte entfernt begann ein lichter Wald, der sie in der Dunkelheit gut verbergen würde.

»Ich glaube, du hast recht!«, sagte Sheila schließlich. »Was haben wir schon zu verlieren?«

»Du willst es riskieren? Mit mir gemeinsam?«

Sheila nickte.

Die beiden nahmen ihre dicken Woldecken und hängten sie sich um, sodass sie notdürftig vor der Kälte geschützt waren. Connys Plüschjacke wäre an sich recht warm gewesen, wenn sie nicht noch immer feucht gewesen wäre. Zuerst half Sheila Conny, durch das Fenster ins Freie zu klettern, dann stieg sie selbst hindurch.

Sie drückten sich an die raue, unverputzte Außenwand des Gebäudes und lauschten. Alles war totenstill, niemand war zu sehen. Es gab wirklich keine Wachen, weil keiner damit rechnete, jemand könne versuchen zu fliehen.

»Wir müssen den Wald erreichen.«

»Dann sollten wir uns beeilen!«

Gleichzeitig liefen sie los. Ihre Schritte knirschten auf dem festgefrorenen Schnee, und sie hinterließen eine deutliche Spur. Doch im Inneren des Waldes war der Boden fast schneefrei; nur dünner Reif bedeckte das Moos.

Sheila lehnte sich an einen Baum, atmete tief durch und sah zurück zum Anwesen Gelb-Fletchers. »Sie haben uns nicht gesehen, glaube ich.«

»Wir dürfen nicht rasten!«, flüsterte Conny. »Irgendwann werden sie bemerken, dass wir fort sind, und je weiter wir schon weg sind, desto besser!«

Sie liefen durch den Wald steil bergauf. Schon nach kurzer Zeit war Conny außer Atem. Sie bereute ihren vorschnellen Entschluss. Hätte sie auf das ältere Mädchen hören sollen? Was, wenn ihre Theorie nicht stimmte und sie diesen Traum gar nicht beeinflussen konnte? War es dann nicht glatter Selbstmord, was sie versuchten?

Sie erreichten eine kleine Lichtung, auf der eine winzige Hütte stand. Es war genau genommen nur ein Schuppen, nicht größer als die Geräthütte im Garten ihrer Eltern.

»Ich bin so müde«, stöhnte Conny. »Vielleicht können wir uns in dieser Hütte verstecken und ein wenig rasten?«

»Ja, ich kann auch kaum noch laufen«, stimmte Sheila ihr zu. »Sehen wir nach, ob sie abgeschlossen ist!«

Sie gingen langsam darauf zu, und das Honnahmädchen rüttelte an der Türe. Doch diese war verriegelt. Im gleichen Augenblick erschrakten die Mädchen, weil aus der Richtung, aus der sie gekommen waren – ein bellender Laut wie von einem großen Jagdhund zu hören war.

»Die Coyas!«

»Die *was*?«

Sheila kam nicht dazu, es zu erklären, weil plötzlich die Tür der vermeintlichen Geräthütte geöffnet wurde.

Erschrocken zuckten sie beide zusammen.

Man hatte sie entdeckt!